

Kampfwille

14. Tagung
des Bundes Deutscher Jugendvereine

vom 2. bis 8. Ernting 1928

in

Eberswalde.

Beforgt

von

Jörg Leib.

Inhalt

	Seite
Vom Abyssmus der Tagung (Rudolf Goethe)	281
Der Gruß	285
Morgenfeier (Martin Luge)	288
Vom rechten Jungentum (Heinz Hagemeyer)	292
Freundschaft und Kameradschaft (Wilhelm Schulz)	298
Jugend und Politik (August de Haas)	274
Bund und Politik (Hermann Schafft)	279
Seuuentum im Volk (Mathilde Koberbach)	281
Jugend und Volk (Hans Schlemmer)	292
Aus der verborgenen Werkstatt (Rudolf Goethe)	302
Wir bekommen einen Bundeswart (Rudolf Goethe)	308
Die Gästeverammlung (Wilhelm Stäblin)	304
Der Arbeitsring (Hermann Schafft)	307
Neue Wege (Rudolf Goethe)	309
Marienkind (Anna Wolff)	310
Bundesgottesdienst in der Klosterkirche Chorin (Rudolf Goethe)	311
Unser Weg, unser Kampf, unser Dienst (Wilhelm Stäblin)	315
Das Feuer (Jörg Erb)	320
Durch Berlin (Edwin Baumann)	328
Kügensfabrik (Jörg Erb)	329
Umschau	336
Anzeigen.	

Vom Rhythmus der Tagung.

Des Festes äußeren Lauf will ich Euch schildern. Versucht mit mir auch seinen inneren Gang zu spüren.

Donnerstag, 2. August: Ankunft. Glinke Buben in grüner Klust empfangen und führen. Man merkt schon: die Sache klappt. Hotel Saumsiedel: das Hauptquartier mit Bundesleitung und Arbeitsauschuß. Davor ein allzeit fahrbereites Auto für die Bundesleiter und wieder eine Dauerwache der Buben, die gefällig nach allen Seiten hin Botschaften tragen. Im Hauptquartier selber den ganzen Tag Sitzungen, Sitzungen bis in die tiefe Nacht hinein: Mädchenauschuß, Geschäftsauschuß, Arbeitsauschuß. Im Mittelpunkt stehen die Fragen des Bundeswarts und der neuen Satzungen. Das Entgegenkommen der Landesverbandsleiter sichert die Anstellung des Bundeswarts. Ueber den § 1 der Satzungen wird besonders heiß gestritten. Der Antrag eines Bundesleiters, den Bund zu umschreiben als eine „Lebens- und Erziehungsgemeinschaft von Jungen und Mädchen, Männern und Frauen“ wird schließlich angenommen. Langsam wachsen die Stoffe zur Reife aus den kleinen Kreisen in den großen.

Abends: Einzug der Gruppen aus allen Teilen Deutschlands, flatternde Wimpel, fröhliche Lieder, geordnete Reihen, erwartungsvolle, wenn auch von der Reife und den Besichtigungen der Reichshauptstadt her müde Gesichter.

Gemeindehaus mit dem Bleibenamt. Hier sorgt Werner Teuscher, der örtlich: Betriebsleiter, dem die Vorarbeit auf dem Gesicht steht, mit seinen Buben und Mädchen und sonstigen Gemeindegliedern für eine schnelle, glatte Abfertigung der Führer, die nun die draußen harrenden Gruppen in die Quartiere bringen. Keine Bleiben; kleine helle Schulsäle mit viel Stroh, da und dort sogar Brausen. Für einige Frierende besorgt Vater Kiebel schnell in Berlin noch Decken. Man richtet sich behaglich ein. In den Einzelbleiben wird die erste Bekanntschaft mit freundlichen Eberswalder Familien geschlossen.

Freitag, 3. August, früh. Zwei Morgenfeiern: In der Johannisikirche von den Berlin-Brandenburgern mit Pastor Luge-Berlin, schlicht und eindrücklich gestaltet; die andere in der großen alten Magdalenenkirche. Herzliche Dankfestgotik. Ein reich ausgestatteter Gottesdienst. Superintendent Lic. Gelhorn-Eberswalde predigt. Die ganze Gemeinde von Eberswalde steht singend und teilnehmend um den Bund.

Die Gruppen verteilen sich. In vierfacher Gliederung gleichzeitig Vorträge für die jüngeren und älteren Mädchen, die jüngeren und älteren Jungen. Wir werden dieser „ständischen“ Teilung im Bund immer ernstere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

An die „Jungenschaft“ wendet sich Heinz Hagemeister-Hamburg, der Leiter des Jungenaussschusses. Er sucht klar und scharf das Bild des evangelischen Jungen zu erfassen, das ihm aus der alten Jugendbewegung herauswächst: „Evangelisch ist nicht, wer irgendwelchen Sätzen oder Lehren zustimmt, sondern wer sich unter die Wahrheit beugt.“ Der Bub soll sich sein Jugendland erobern in Freiheit und Selbstzucht. In der Gruppe findet der Junge beides. „Erst dieser eine Gruppenwille, dem alle Einzelwillen untergeordnet sind, gibt uns die rechte Geschlossenheit, die uns zum Bund macht.“ Das Zeltlagerleben veranschaulicht am besten ein solches Jungentum.

Rudolf Goethe malt dieses Lagerbild noch etwas farbig aus. Er erzählt vom hessen-nassauischen Rhönzeltlager mit seinen tapferen Buben (siehe Näheres in

der „Brücke“, Koetherdeuf, Darmstadt, 25 Pf.). „Es ist halt doch etwas Feines, so ein Bub zu sein!“

Zu den jungen Mädchen spricht väterlich das ehemalige langjährige badische Bundeshaupt, Wilhelm Schulz-Karlsruhe, über „Freundschaft und Kameradschaft“. Reifes Alter steht ernst-lächelnd unter der Jugend, die sich dankbar verstanden weiß. „Wenn aber das freundschaftliche Jugendleben in eine Bewegung auf Größeres hineingestellt ist, also auf die Welt, auf das Volk und auf Gott hin, wie in unserem Bund, auf Allergrößtes, dann bekommt Freundschaft einen viel köstlicheren Inhalt und viel mehr Stärke und Dauer, dann wird sie eine Lebenssache und hat auch etwas von der Liebe, die nicht mehr aufhört.“ Das gibt Richtung für Freundschaft der Mädchen untereinander und Kameradschaft mit den Buben.

Mathilde Kohrbach, Bezirksjugendpflegerin in Kassel, ist zu den älteren Mädchen gerufen. Ueber „Frauentum im Volke“ soll sie reden. Ein positiver Mensch, der mitten im Reden sich umstellt auf seine Zuhörerinnen. Die wissen sich in ihrer innersten Not erfaßt. Immer wieder wird vor ihrer Seele ein anderes Frauenbild gestellt, als es der heutige Tag kennt, eins, um das es sich zu kämpfen lohnt. Manche Aussprüche folgen dem Vortrag.

August de Haas, ein junger Pfarrer im saarländischen Industriegebiet, redet über „Jugend und Politik“ vor den älteren Jungen. Wir sind evangelisch. Welche Aufgabe folgt aus dem Evangelium für unser politisches Handeln? Es stellt uns auf die hohe Warte einer Neutralität, die ernste Sachkenntnis und weites Verstehen verlangt, die nicht gleichgültiges Abwarten ist, sondern Bereitschaft zum Handeln, wenn Gott uns fordert, auch da, wo wir „alle Unaufrichtigkeit und alle Sündhaftigkeit einer Partei auf uns nehmen müssen“.

Hermann Schafft aus Kassel führt diesen Gedanken in der Aussprache weiter. Evangelium ist „die lebendige Wahrheit und letzte Wirklichkeit“, die uns behütet vor der Erstarrung in einer politischen Zufriedenheit und Selbstsicherheit von Programmen und Iden und uns aufruft zum Kampf um die „Erneuerung aller Lebensgebiete“ zu ihrem letzten Lebensinn. „Unser Bund ist der Ort der Umkehr und Einkehr“, von dem aus Wege führen auch in die anderen Lager, an dem „wir etwas von der „Gemeinde“ spüren“.

Mittags: Essen in den Standquartieren der Landesverbände: lange Reihen Buben und Mädchen mit klappernden Eßgeschirren vor den dampfenden Kesseln, an denen Eberswalder Frauen walten, dann gemütliches Schmausen der dicken Suppe auf den Wiesen ums Haus herum.

Nachmittags sucht Herbert Adambeit den Älteren etwas theoretisch klar zu machen über „Körperschulungsfragen“, was er tags darauf praktisch anschaulicher gestaltet.

Die Älterenedleute, unter ihrem Obmann Paul Demke-Bunzlau, nehmen währenddem Stellung zum § 1 des neuen Satzungsentwurfs, den der Arbeitsausschuß tags darauf zuvor erarbeitet hat. Hermann Schafft unter ihnen. Zu dem negativen Satz: „Der Bund dient keiner kirchlichen und politischen Partei“ soll der positive und aktive hinzugefügt werden: „Aber er kämpft für die Durchdringung und Erneuerung aller Lebensgebiete im Geiste des Evangeliums.“

Die Landesverbände treten zusammen. Auch sie beraten über die neue Satzung. Nun bekommen auch die Jüngeren Sühlung mit dem, was geschieht. Sie stellen sich hinter die Geldangebote, die ihre Leiter gemacht haben, um den Gehalt des neuen Bundeswarts zu sichern und beraten über die Aufbringung der

Mittel. Man übt die Choräle für den Bundesgottesdienst und verabredet die Reisepläne nach dem Fest.

So haben sich nicht nur „ständisch“, sondern auch landschaftlich die Festteilnehmer berührt. Der Abend führt mit dem ganzen Bund zusammen bei der Begrüßung auf dem Alfenplatz. Die Bundesleitung (Stählin) grüßt alle. Aber über den Bund hinaus weitet sich der Blick zum ganzen Volk hin, als neben kirchlichen, städtischen und staatlichen Behörden die Grenzlands- und Auslandsdeutschen ihr Wort sagen und ihre Lieder singen. Und das Volk steht vor Gott. Der Balle: „Durch unsere Reihen zog die Ahnung, daß nicht die Bejahung des großen Schicksals uns tragen kann, sondern die Bejahung dessen, der uns dies Schicksal bereitet und die Verbundenheit mit ihm zu einem Leben in Gehorsam.“ Ein Abendlied beschließt den Tag. —

Der Arbeitsauschuß schafft weiter und kann zum Vorschlag der Älteren keine einheitliche Stellung gewinnen.

S a m s t a g, den 4. August, morgens: Nach so viel geistigem Arbeiten fordert der junge Körper seine Rechte. Fast alle Festteilnehmer finden sich auf dem Sportplatz zur Morgengymnastik zusammen. Jung und Alt stehen nebeneinander.

Noch einmal ringen die Älteren miteinander um die Fassung des § 1. Sie bleiben bei ihrem Vorschlag.

Währenddem Gästeverversammlung, Stählin leitet ein. Eine große Schar Vertreter von Behörden und anderen Jugendbünden sprechen. Stählin und Schafft antworten. Kein Austausch von Höflichkeiten, sondern ernsthaftes Fühlungnehmen. Schafft sagt vom Arbeitsring und seiner Stellung zu den anderen: „Die Hingabe an die lebendige Wahrheit soll das Element sein, in dem wir unser gemeinsames Leben leben.“ Der Ring will eine Brücke sein zwischen den Bünden und auch zwischen Kirche und Proletariat.

Den Höhepunkt bringt die Bundesversammlung am Nachmittag. Ein Wald von Wimpeln auf der Bühne. Davor der Arbeitsauschuß. Etwa 400 Vertreter der Bünde. Zuerst Geschäfts- und Arbeitsbericht. Dann die neue Satzung und der § 1. Hatten nicht alle Vorträge und Ansprachen bisher die Augen emporgerichtet zu etwas, das größer sei als unser Herz? Nun steht es vor ihnen:

Ein klarer Bundeswille, Kampf um eine wahrhaft lebendige Welt. Und darüber steht leuchtend ein Wort, das allein Macht und Kraft zu solchem Kampfe gibt: **E v a n g e l i u m**. Alles Geschäftliche wird im Flug erledigt. Der Arbeitsauschuß wird zu einem „Bundesrat“, und der Bundesleitung zur Seite tritt ein kleiner „Arbeitsauschuß“. Die Bundesleiter werden wiedergewählt und weitere Zuwahlen in den Bundesrat gutgeheißen.

Währenddem sind die jüngeren Buben in das märkische Land hinaus gewandert oder haben sich am Schwimmbad gelabt.

„Marienkind“, das seine erste Spiel der Hamburger singt das Lied vom Menschen- und Gotteswesen Jung und Alt ins Herz hinein. Fröhliche Stunden schaffen Aleists „Der zerbrochene Krug“, ein Alt-Berliner Abend, von Berlinern geboten. Auch der Kaspar fehlte nicht (Gierow-Neustrelitz).

Abends hält Hans Schlemmer, Schulleiter in Frankfurt a. O., den Hauptvortrag „Jugend und Volk“. „Unser Volk ist uns nicht das Höchste. Aber es ist ein Geschenk und Pfand und Pfund aus der Hand des Allerhöchsten.“ Solches Wissen zwingt zur Treue am Volk. Es behütet aber auch vor völliger Enge und weitet den Blick auf die Welt hin.

S o n n t a g, den 5. August, morgens: Der letzte Tag: Die vielen Feuerlein, die

in den Tagen vorher angefaßt wurden, sind, vom unsichtbaren Windstoß gefaßt, zu einer Flamme zusammengeschlagen. In ihrem Scheine steht der Tag.

Sonderzüge bringen die Scharen nach Kloster Chorin. Schweigend ziehen die Landesverbände zur alten Klostersruine. Durch die hohen, offenen, eisenumwachsenen Fenster schaut der Himmel herein. Ein mächtiges und doch schlichtes Holzkreuz ragt in den Chor. Die weite Halle mit den vielen jungen Menschen ist aus einer Ruine zum Dom gewandelt. Hunderte lagern draußen auf dem Rasen des Klosterhofs, vom Kreuzgang umgeben. Lebendig still ist alles vom harrenden, ehfurchtsvollen Leben. Ein Chor singt das Morgenlied. Auf seinen Ruf hin ziehen die Bundesleiter und hinter ihnen die lange Reihe der Wimpelträger ein. Lied und Schriftwort. Rudolf Goethe predigt. Denen, die in der Dunkelheit der Welt stehen und die Sehnsucht nach dem Licht nicht verloren haben, kündet er den Sieg Christi. „Der Feldherr ruft.“ Wer glaubt, der steht im Licht, immer neu. *K a m p f w e i h e w a r ' s*.

Dann tritt Stäblin in der Flamme Schein. In ihrem Licht zeigt er des Bundes Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. „Unseren Weg, unseren Kampf, unseren Dienst.“ Des Bundes neugeschenkte Losung deutet er in ihrem ganzen Gehalt als Geschenk und Aufgabe. Und alle werden hell in der Flamme rubigem Schein. Vergeßt die Worte nicht.

Nun entläßt das Kloster die Scharen ins Leben. Mittagoraft. Allerlei Einzelbesprechungen. Eine letzte rückschauende Sitzung des Generalkrabs. Der Bundesfingemeister Jörg Erb bringt dem neuen „Bundesrat“ vor dem Gartenhaus ein Ständchen.

„Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten?

Sie fliegen vorbei, wie nächtliche Schatten.

Kein Mensch kann sie wissen — — — — — !!!“

Knall ab! Lachend entfliehen die anzüglichen Sänger.

Es regnet. Arme Festwiese! Das Heer zieht heim, vorbei an dem vorgesehnen Festplatz, wo Werner Teufcher traurig vor seiner Wagenburg steht. Der und jener erwischt schnell noch ein brozelndes Würstlein aus der dampfenden Pfanne. Nabbei liegt das Zeltlager. 24 Zelte! Ein richtiger Kraal, Heimplatz der Eberwalder Buben, um den sie einen feinen Jaun gestellt haben.

In den verschiedenen Sälen blüht der Sonnenschein wieder auf. Da tanzt's und singt's, daß es eine Lust ist. Hier eine Schar strahlend mit ihrem preisgekrönten Wimpel, dort in einer Tanzpause der Singwettstreit. Vor den Türen ein Drängen um die Tische der Buchhandlungen, der kunstgewerblichen Stände mit all ihren Herrlichkeiten für Kleidung, Heim und Fahrt. In einem anderen Saale erfreut Kasperl die Herzen, im Stadttheater wird das „Marienkind“ zum dritten Male aufgeführt. Eine wertvolle Aussprache über Jungscharbeit vereint noch eine Stunde lang etwa 50 Führer und Führerinnen um Goethe.

Abends auf dem Alsenplatz ein letzter Dankgruß Goethes an die Schaffer des Festes und die Eberwalder Bevölkerung. Wahrlich, wir wissen es alle, was wir Kiedel Platz, dem Berlin-Brandenburgischen Landesverbandsvater und Werner Teufcher, dem getreuen Regisseur hinter den Kulissen und seinen Buben und Mädchen zu verdanken haben!

Dann nimmt die Flamme Gestalt an. Wir schließen um sie den Kreis. Ihren Schein im Gesicht, fahren die einen fröhlich zum Meer, die anderen in die Heimat. Wir glauben wieder an den Bund. Laßt uns den Jungen nun die Losung in ihre Sprache deuten. Haltet den Kreis fest. Glaubt an das Licht auch in der Dunkelheit.

Rudolf Goethe.

Der Gruß.

Die Begrüßung auf dem Alfenplatz am Freitag abend war für viele der eigentliche Beginn der Tagung; hier stand der Bund zum erstenmal in seiner Geschlossenheit; hier hörte er die ersten Worte gemeinsam, hier grüßte er sich selbst mit dem Liede: „Der Mensch hat nichts so eigen...“ Mit Recht steht dies Grüßen am Eingang unseres Berichtes. Von den mancherlei Reden geben wir hier in den Bund hinein das Grußwort der Bundesleitung und die Grüße der Bundesgeschwister aus dem Grenzland und dem Ausland:

„Liebe Bürger von Eberswalde, liebe Brüder und Schwestern im Bund!

Ein herzliches Wort des Dankes und des Gegengrusses soll das erste sein, ein herzliches Dankeswort der Stadt und der Gemeinde Eberswalde für das Grußwort, das uns durch den Herrn Bürgermeister und den Herrn Superintendenten entgegengebracht worden ist.

Als wir vor zwei Jahren bei unserer Bundestagung in Köln mit einer Herzlichkeit, wie wir sie bisher kaum erfahren hatten, nach hier eingeladen wurden, da war den meisten von uns der Name Eberswalde nicht viel mehr als ein unbekanntes Wort; aber wir haben dieses herzliche Willkommen, das uns geboten wurde, als eine Hoffnung in uns gesetzt, und diese Hoffnung ist nicht enttäuscht worden. Durch zwei Jahre verband sich für Tausende von Jungen und Mädchen mit dem Namen Eberswalde die Vorfreude auf das kommende Fest unseres Bundes. Und nun haben wir es schon an diesem ersten Tage zu spüren bekommen, daß wir hierher gerufen worden sind durch Menschen, die unsere Freunde sind. Wir danken der Stadt und der Kirchengemeinde, wir danken von ganzem Herzen all den Häusern und Familien, die unsere Bundesmitglieder während dieser Tage aufgenommen haben, wir danken all denen, die durch ihre Arbeit und Mühe diesen Bundestag vorbereitet haben.

Und nun unsere Wünsche: Wir wünschen, daß, wenn wir wieder weggehen von hier, wir nicht nur als gute Freunde von hier scheiden, daß sich Bande knüpfen mögen von Mensch zu Mensch, sondern daß unsere Gastgeber hier in Eberswalde durch unser Fest auch etwas spüren möchten von dem, was uns im Innersten bewegt und verbindet.

Tun ein Wort an euch, liebe Brüder und Schwestern im B.D.J.:

Wir sind hierhergekommen, nicht gerade in einer Zeit überschwänglicher Begeisterung und starker Bewegungen in unserem Bund; wir müssen hart arbeiten; über manchen von uns will Sorge kommen. Aber wenn wir uns nun wieder in die Augen sehen, dann zerstreuen sich manche Nebel, und wir schöpfen neuen Mut. Wir spüren etwas davon, daß uns ein gemeinsames Schicksal eint.

Und das ist das Höchste, was es gibt: ein einendes Schicksal, aus dem Verantwortung und Aufgaben erwachsen und in dem Kraft zum Dienst geschenkt wird.

Ueber einem Fest unseres Bundes steht das Doppelwort: Arbeit und Feiern. Das heißt uns Feiern: uns zusammenfinden nicht bloß zu fröhlichem Sang und Spiel, sondern zu gemeinsamer Besinnung auf das Schicksal, das fragend und wartend vor uns steht. Aus solcher Besinnung wächst vielleicht nicht „Begeisterung“, aber neuer Sinn und Mut für das tägliche Leben. Neu verbunden wollen wir werden in unserem Schicksal und in unserer Verpflichtung.

Es ist ein besonderes Sinnbild, daß wir einmal nicht in irgendeinen romantischen Winkel unseres deutschen Landes gegangen sind, sondern in den schicksalsschweren Ernst des märktischen Landes; das soll ein Programm bedeuten für unser weiteres Ringen: festgewurzelt wollen wir werden in der Geschichte, der heutigen Geschichte unseres Volkes; nicht prahlen mit großen Worten, aber zäh und treu an der Heimat arbeiten für das werdende Volk! Dazu helfe uns diese Bundestagung in dem waldbumrauschten, märktischen Eberswalde.“

★

Wir Saarländer grüßen den Bund. Freudig sind wir zum Bundestag gefahren; dankbar und freudig bekennen wir uns zum Bund. Das Lied „Von der Brück an der Saar“ wollen wir singen. Fürwahr, wir stehen im Westen auf der Brücke. Nein, die Brücke muß erst werden, eine Brücke, die zwei Völker, zwei Kulturen miteinander verbinden soll. Brücken zu bauen, Brücke zu werden ist unser Grenzlandberuf. Wir können aber die Brückenpfeiler nur fest fügen, wenn wir die Steine zum Bau aus unseres Uferlandes Boden holen. Die Gaben deutschen Kulturgutes und deutschen Kulturlebens müssen wir in uns aufnehmen und lebendig in uns tragen; sie sind die Fundamente für die Brücke. Wir danken es dem Bund, daß er uns hineinstellt in unser Volkstum, es lebendig uns darbietet und uns die Aufgabe setzen läßt: Jugend und Volk. Wir hoffen vom Bund, daß er zu dieser unserer Aufgabe uns neuen Mut, neue Kraft und neuen Glauben schenkt.

An der Brück an der Saar,
in Gedanken mein,
stand ich und hört allda
singen ein Vögelein,
das sang so traurig gar.
O armes Vögelein
an der Brück an der Saar.

An der Brück an der Saar —
Deutsche Waldbögelein,
wenn ihr singt hell und klar
im freien Sonnenschein,
denkt, daß von eurer Schar
eins trauern muß allein
an der Brück an der Saar.

★

Sherzlichen Gruß entbieten euch die ostpreussischen Gruppen. Wir sind nur eine sehr kleine Schar dort draußen auf unserer ostpreussischen Insel, und die meisten von uns erleben zum erstenmal einen Bundestag. Wir stehen mit tief-strohem Herzen unter euch. Uns ist ja doch das Zusammenkommen mit Bundestaggeschwistern so besonders nötig, weil wir auf so einsamem Posten stehen müssen. Drum möchten wir euch auch in unserem Ostlandliede bitten, das Band neu zu knüpfen. Dann werden wir aus dem Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit die Kraft schöpfen, all den Schwierigkeiten, die den im Grenzland alleinstehenden Gruppen immer wieder neu erwachsen, frischen Mutes zu begnügen.

Nach Ostland wollen wir reiten,
nach Ostland wollen wir mit,
wohl über die grünen Heiden,
frisch über die Heiden,
da ist uns eine bessere Stätt'.

★

Die baltische Gruppe dankt euch für die freundliche Begrüßung und die herzliche Aufnahme, die ihr uns bereitet habt. Wir grüßen euch unsererseits und mit uns die ganze baltische Jugend.

Heute steht zum erstenmal eine baltische Gruppe inmitten der B.D.J.-Jugend. Kein Zufall ist das. Nicht weil irgendein deutscher Jugendbund eine Tagung veranstaltet, von der wir etwas mit nach Hause nehmen könnten, sind wir hierher gekommen. Nein, wir sind ganz bewusst zur Tagung des B.D.J. gekommen, weil wir uns auch in euren Zielen und in eurer Haltung im Innersten verbunden fühlen. Was ihr zu erringen und zu gestalten sucht, findet bei uns Widerhall. In eurem Ringen glauben wir auch die ernste Schicksalsfrage unserer Jugend zu erblicken.

Hart nebeneinander liegen für uns — für die Jugend eines kleinen losgerissenen Volkspolitikers in der Diaspora — Todeschicksal und Lebenslos. Das Hier unserer Heimat und das Jetzt unserer Zeit haben für uns einen hellen, scharfen Klang bekommen. Wir stehen auf einem Boden, auf dem seit Jahrhunderten Ost und West miteinander gerungen haben. Dieses Ringen ist heute von ganz besonders schicksalschwerer Bedeutung. Wir wissen, daß unsere Heimat heute der schmale Streifen Landes geworden ist, der ein noch christlich sein wollendes Abendland von dem bewußt antichristlichen Osten trennt. Zwischen diesen Welten steht auch unsere Jugend. Auf ihr ruht die Entscheidung.

In diese unsere Lage klingt zu uns euer: Fromm, deutsch, weltoffen herüber. Wir legen in dieses Wort die schwere Frage unserer Zukunft.

Nicht ein zufälliges Spiel des Schicksals hat uns in die Lage gebracht, in der wir stehen. Wir ahnen, daß wir nur auf dem Boden unserer Heimat und in ihrem Dienste das uns gegebene Schicksal, baltische Jugend zu sein, erfüllen können. Wir sind hinweggehoben über die letzte Entscheidung. Aber darüber hinaus geht durch unsere Reihen die Ahnung, daß nicht die Bejahung des großen Schicksals uns tragen kann, sondern die Bejahung dessen, der uns dies Schicksal bereitet und die Verbundenheit mit ihm zu einem Leben im Gehorsam.

Wir erleben es, als Deutsche auf den Weg gestellt zu sein. Vom Erlebnis des eigenen Volkstums, inmitten eines andersgearteten Volkes, leiten wir unsere Pflicht ab, zu bleiben, zu verharren, zu wirken.

Wir glauben als Deutsche in unserer Heimat nicht Selbstzweck zu sein, sondern eine Sendung für andere und an andere zu haben. — Deshalb verleugnen wir uns, geben Treue und Gehorsam preis, wenn wir nicht welt- offen im tiefsten Sinne sind.

So werden uns eure Leitsätze lebendig und groß. Deshalb fühlen wir uns euch verbunden: Wir sind ja alle zusammen, ein jeder an seinem Ort, zutiefst gebundene Menschen! Wir reichen euch die Hand, laßt uns zueinander stehen!

*

Seid gegrüßt, liebe Freunde, von euren Brüdern und Schwestern aus Oesterreich! Wir grüßen euch voll Freude darüber, daß wir nach unserer weiten Reise von Wien bis hierher nun in eurer Mitte weilen dürfen.

Aber mit dem Grußwort müssen wir gleich ein Wort des Dankes verbinden. Habt Dank für die frohe und herzliche Aufnahme, für den warmen, jauchzenden Empfang, den wir überall fanden. Die Habt durch Deutschland war uns ein großes Erlebnis. Was für ein schönes Stück Bundesgemeinschaft haben wir auf unserem Wege erfahren! Ich denke an den feinen Abend, den

wir mit unseren Nürnberger Brüdern und Schwestern aus dem Bund erlebten. Ober ich denke an den Nachmittag, da wir von unseren Eisenacher Freunden auf die Wartburg geführt wurden, dieser alten Stätte großer deutscher Vergangenheit. Wie wurde uns an diesem Nachmittag ein herrliches Stück deutscher Geschichte lebendig!

Voll Freude denken wir an den Tag in Wittenberg zurück, an die Stunden, die wir in der alten Lutherstadt erlebten, und an den frohen Abend, den wir doct im Kreise unserer Brüder und Schwestern aus Wittenberg und aus dem Saarland verbrachten.

Aber nicht nur die Gemeinschaft des Bundes haben wir auf unserer Fahrt erleben dürfen, sondern vielmehr noch die Gemeinschaft des Volkstums. Volksgemeinschaft haben wir auf unserer Fahrt durch Deutschland erfahren dürfen. Menschen, die sich durch die Bande gemeinsamen Volkstums verbunden wissen, gehören zusammen und können nicht durch Grenzen getrennt werden. Ihr Freunde, wir Oesterreicher kommen nicht aus dem Ausland und fühlen uns auch hier bei euch nicht als im Ausland, denn wir haben nur ein Vaterland!

Doch unsere Verbundenheit geht ja noch tiefer. Nicht nur der Bund und das gemeinsame Volkstum verbinden uns, sondern auch im Tiefsten sind wir eins: in unserem Glauben. Wir Oesterreicher kommen aus einer Diasporakirche, die auf Kampfpfeilen stand und steht. Glaube und Heimat ist das gewaltig ernste Thema der Geschichte unserer Kirche, und auch heute müssen wir auf Vorposten stehen, auf Wacht. Da werdet ihr nun verstehen, was es für uns im besonderen bedeutete, daß wir in diesen Tagen durch all die alten Lutherstätten wandern und am Grabe des Reformators in der Wittenberger Schloßkirche eine stille Gedenkfeier halten durften.

Zum Schluß, liebe Freunde, laßt mich noch einen Wunsch aussprechen. Wenn wir uns mit euch freuen durften, und vieles von der Schönheit und Größe Deutschlands sahen, so rufen wir euch nun zu: Kommt zu uns und seht auch unsere österreichische Heimat mit ihren grünenden Matten und den blauen Seen, mit den ragenden Bergen und weißen Gletschern! Kommt zu uns und seht! Und wir wollen uns freuen und euch mit offenen Armen empfangen. Wieder werden wir so ein herrliches Stück der Gemeinschaft erleben wie in diesen Tagen: ein Bund, ein Volk, ein Glaube!

Morgenfeier

in der Johanniskirche zu Ederwalde am 3. Ernting 1928

(Martin Luge-Berlin)

Stille vor Gott!

Gemeinde:

Lobet den Herren alle, die ihn ehren!
Laßt uns mit Freuden seinem Namen singen
Und Preis und Dank zu seinem Altar bringen:
Lobet den Herren!

Der unser Leben, das er uns gegeben,
In dieser Nacht so väterlich bedeckt
Und aus dem Schlaf uns fröhlich aufwecket:
Lobet den Herren!

O treuer Hüter, Brunnen aller Güter,
Ach, laß doch ferner über unser Leben
Bei Tag und Nacht Dein Hut und Güte schweben:
Lobet den Herren!

Gib, daß wir heute, Herr, durch Dein Geleite
Auf unsern Wegen unverhindert gehen
Und überall in Deiner Gnade leben:
Lobet den Herren! Paul Gerhardt (1607—1676.)

Wir preisen Gott den Schöpfer.

Pfarrer:

Jauchzet dem Herrn alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden; kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken! Erkennt, daß der Herr Gott ist! Er hat uns gemacht — und nicht wir selbst — zu seinem Volk. (Psalm 100. 1—3.)

Herr, unser Gott und Schöpfer! In Ehrfurcht schauen wir Deine Wundermacht und ihre Werke. Wir danken Dir, daß Du uns die Augen öffnest für Deine Herrlichkeit. Leuchte uns mit Deinem Lichte in unsere Herzen, daß sie fröhlich werden zu Deinem Preise. Tu unsern Mund auf, daß er Deine Ehre verkündige. Hilf, daß wir im Glanze des Sommertages Dich selber finden, Du unvergängliches Licht unserer Seelen!

Sprecher (aus Psalm 1 des „Westens“):

Erwache, mein Herz, und rühme den Gott unseres Heils; jeder Hauch meines Mundes sei Dein, o Gott! Auf, mein Herz, mit Danken, und wandle in der Kraft unseres Erlösers, der alle Dinge erfüllen wird mit dem Geist seiner ewigen Liebe!

Die Himmel müssen seine Wahrheit schauen, und die Sterne in ihren Bahnen müssen seiner Weisheit gehorchen. Sonne und aller Sonnen Scharen, Welten, soweit sie reichen, Planeten und Monde samt allen Bewohnern, die geschaffen sind.

Ihre Grenze kennt der Mensch nicht, der Mensch mit seiner kleinen Weisheit; das Buch der Unendlichkeit ist geschrieben in Worten, die wir nicht lesen. Doch hat eine Stimme uns bezeichnet den Weg der Gerechtigkeit, daß wir ringen mögen, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist.

Freude herrsche ringsum, und selbst das Böse möge verwandelt werden zu Deinem Preise, o Gott, Du allein wahres Leben, dessen Wille vom Uebel errettet.

Laß uns sinnen über Deinen Werken und enthülle uns die strahlende Botschaft Deines Lichts.

Du setzest die Sonne in ihre Herrschaft, die Erde wandelt ihre Bahnen und rollt rastlos dahin; da entstehen Winter und Sommer, Tag und Nacht in ihrer Folge.

Der Sonne Gewalt gehorchen die Planeten, sie senden ihnen Wärme und Leben; denn Du hast ihr verliehen von Deinen Kräften: sie glüht mit unvergänglichem Feuer, und ihre Strahlen gehen aus in die unermessliche Weite, Leben zu bringen.

Gemeinde:

Du höchstes Licht und ew'ger Schein,
Du Gott und treuer Herrste mein,
Von Dir der Gnaden Glanz ausgeht
Und leuchtet schön so früh als spät.

Das ist der Herr Jesus Christ,
Der ja die göttlich' Wahrheit ist;
Mit seiner Lehr' er helle leucht',
Wie er die Herzen zu sich zeucht.

Er ist das Licht der ganzen Welt,
Das jedem klar vor Augen stellt
Den hellen, schönen, lichten Tag,
An dem er selig werden mag.

O Sonn der Gnad' ohn' Niedergang,
Nimm von uns diesen Morgensang,
Auf daß erklinge diese Weis'
Zu Gutem uns und Dir zum Preis.

Johannes Jund (1496—1542.)

Wir beten zu dem ewigen Vater.

Pfarrer:

Also spricht der Herr; der den Himmel geschaffen hat, der Gott, der die Erde bereitet hat und hat sie gemacht und zugerichtet; und sie nicht gemacht hat, daß sie leer soll sein, sondern sie bereitet hat, daß man drauf wohnen sollte: Ich bin der Herr, und ist keiner mehr. Ich schwöre bei mir selbst und ein Wort der Gerechtigkeit gehet aus meinem Munde, da soll es bei bleiben: Mir sollen sich alle Knien beugen, und alle Jungen schwören und sagen: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke. (Jeremia 45. 18. 23. 24.)

Sprecher:

Deshalb beuge ich meine Anie vor dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heisset im Himmel und auf Erden. Daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in euren Herzen, und ihr durch die Liebe eingewurzelt und gegründet werdet, auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis überrreift, auf daß ihr erfüllt werdet mit allerlei Gottesfülle.

(Epheser 3. 14—19.)

Gemeinde:

Dir, Dir, Jehova, will ich singen:
Denn wo ist doch ein solcher Gott wie Du:
Die will ich meine Lieder bringen,
Ach gib mir Deines Geistes Kraft dazu,
Daß ich es tu im Namen Jesu Christ,
So wie es Dir durch ihn gefällig ist.

Verteid' mir, Höchster, solche Güte,
So wird gewiß mein Singen recht getan;
So klingt es schön in meinem Liede,
Und ich bet' Dich im Geist und Wahrheit an;
So hebt Dein Geist mein Herz zu Dir empor,
Daß ich Dir Psalmen sing im höhern Chor.

Pfarrer (Matthäus 1, 38):

Des Morgens vor Tage stand er auf und ging hinaus. Und Jesus ging an eine einsame Stätte und betete daselbst.

Brüder und Schwestern! Im Sommerfönnenglanz ward uns ein neuer Tag. Schon mancher Sonntag ward uns geschenkt. Dieser ist uns ein sonderlicher. Es ist der Tag des Bundes, unsers Bundes. Aus vielen Gauen Deutschlands, ja, von jenseits der Reichsgrenzen kamen, die sich Brüder und Schwestern wissen durch den Bund. Wir kamen, die Herzen erfüllt mit Freude und Sehnsucht; wir kamen, angetan mit Fragen, Zweifeln, Hoffnungen und Wünschen.

Doch ehe wir an das Werk gehen, des Bundes Sinn neu zu erfassen, unsers Bundes gewiß zu werden in seinem Erleben, laßt uns stille werden vor Gott!

In dem Einsamwerden vor Gott erschließt sich uns seines Wesens Unendlichkeit: Unfaßbar groß für unsere Sinne, unvorstellbar für unsere Gedanken, unerreichbar für unser Gewissen! Das Denken verlischt, die Worte versagen, wenn wir den darstellen wollen, der aller Dinge und aller Wesen ewiger Schöpfer, der allen geschichtlichen Geschehens lebendiger Gestalter ist. Aber verkündigen können seine Allgegenwart, die stille wurden vor ihm in seiner Schöpfung, deren Seele Licht trant aus seiner Ewigkeit. O, wie tief ist doch die Menschenseele, daß sie aus aller leiblichen und geistigen Gebundenheit heraus, aus aller Lust und allem Leid, aus allen Sorgen und Sünden heraus des ewigen Gottes gewiß werden kann!

Diese geheimniavolle Tiefe unsers Menschenwesens spüren wir, wenn wir wie Jesus Christus in der Frühe des Tages in einsamer Natur stille werden vor Gott. Mancher von uns hat das irgendwie erlebt, wenn er, still in der Seele, dem Sonnenaufgange entgegenwanderte. Die Schatten der Nacht schwinden; die Sterne erbleichen; im Osten glüht Morgenschimmer auf. Und dann flammt der erste Lichtstrahl der Sonne über die schlummernde Welt. Wie ein gewaltiger Schöpfungsruf geht ihr Leuchten durch alles bis hinein in den letzten Taupfropfen. In schimmernden Farben treten alle Dinge hervor, und die Stimmen des Tages fangen an zu klingen. Das hat Jesus sehen wollen. Deshalb stand er vor Tage auf und ging in die Morgeneinsamkeit der Schöpfung. Was treibt ihn dortbin? Naturliebe? Romantiz? Schwärmerei? Das alles verweht bei ihm wie Nebel vor dem Morgenwinde: Jesus betet! Er betet zu dem Vater im Himmel. In der Morgenstunde der Natur umfaßt seine Seele Gott. Im Geheimnis der Schöpfung berührt die ewige Hand des Schöpfers sein Herz, und sein Herz schlägt Gott entgegen. Das ist das Gebet

Jesu im Morgenglanz des neuen Tages. Hier schöpft er die gestaltende Kraft für die Erlösungstat an den Erdenkindern: „Ich und der Vater sind eins.“

Laßt unsere Morgenfeier hier in märkischer Kirche werden zum Gebet als innere Zurüstung zur Bundesstagung! Daß unsere Seele erstärke im Glauben, jugendfrisch sei in der Hoffnung, rein in der Liebe, die Dienst ist am Mitmenschen!

Bring all dein Wesen ganz wahrhaftig, so wie es ist in seinen Kräften und Schwächen, mit seinen Zweifeln und Sehnsüchten, mit seinen Enttäuschungen und Versuchungen im Gebete zum Vater im Himmel! Laß deine Gedanken schweifen in die Weite, über Erde und Himmel! Und dann gehe in dein Kämmerlein, in deine Seele, schließ die Tür zur lauten, drängenden Welt zu und bete zu deinem Vater im Himmel, und er wird dir Kraft geben, glaubend zu schaffen in der Gemeinde.

Es liegt etwas vor uns, in das wir hineinwachsen sollen. Es ist das große Geheimnis der Zukunft. Und zweifelst du an allen heutigen Formen des Lebens, so nimm das schlichte Wort „Gemeinde“ zum hohen Ausdruck des Glaubens. Es ist Gottes Gemeinde, die werden, die kommen will. Sie ist verborgen wie der Ewige selbst. Aber hast du seine Stimme vernommen in der Schöpfung, in deiner anbetenden Seele, in Christus als dem Träger seines göttlichen Lichtes auf Erden, dann erkennst du auch allüberall seine Gemeinde. Dann vernimmst du seinen Ruf an dich, wo du auch immer dein Werk treiben magst. Dann vernimmst du auch im Bunde seinen Ruf an junge deutsche Menschen, mitzubauen am Reiche Gottes in der Gemeinde:

O Herr, laß diese Stunde
Zum Segen uns gedeih'n,
Daß wir zu neuem Bunde
Dir unsere Herzen weih'n.

Amen.

Gemeinde:

Wohl mir! Ich bitt' in Jesu Namen,
Der mich zu Deiner Rechten selbst vertritt:
In ihm ist alles Ja und Amen,

Was ich von Dir im Geist und Glauben bitt'.
Wohl mir, Lob Dir, jetzt und in Ewigkeit,
Daß Du mir schenkest solche Seligkeit!

Bartholomäus Creffelin (1607—1724.)

Wir schaffen glaubend in der Gemeinde.

Pfarrer:

Gott steht in der Gemeinde Gottes und ist Richter. So wisset, wie ihr wandeln sollt in dem Hause Gottes, ein Pfeiler und eine Grundfest der Wahrheit. Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eurer Berufung: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen.

(Nach Psalm 82, 1; 1. Tim. 3, 15; Epheser 4, 5—6.)

Sprecher:

Singt dem, der Geist ist, ein neues Lied!
Wieviele Lieder sind ihm erklingen? —
Seit er die Wege der Sterne beriet,
Seit er das Licht von der Finsternis schied,
Seit er des Chaos Gewalten bezwungen,
Hat jede Zeit
In Hoffen und Sorgen, in Freuden und
Wunden

Der stüchtigen Stunden
Dem Ewigen ihr neues Lied geweiht. —
Da ist kein Ton, der sich verlor
In all den Liedern der Zeiten,

Und keiner, dem nicht noch sein Ohr
Deutlich vernehme durch den Chor
Des Jammers und der Seligkeiten.
Es jauchzt und weint
In Lebensfreude, in Totenklage
Das Lied der Tage,
Vor ihm, der Tod und Leben eint.
Viel Großes hat der Mensch getan,
Das Allergrößte soll er werden.
Schon ahnen wir die neue Bahn
Und eines Gottesreiches Tab'n
Mit neuer Lebenskraft auf Erden.

Pfarrer:

Heiliger, barmherziger Gott und Vater, der Du nicht wohnest in Tempeln, von Menschenhänden gemacht, aber nahe bist allen, die Dich mit Ernst anrufen. Laß Dein Lob immerdar in unserm Munde sein und bereite uns durch Deinen Geist, daß wir im Glauben an das Kommen Deines Reiches uns selbst Dir darbringen als ein Opfer, das Dir wohlgefällig ist, durch Jesus Christus, in dessen Namen wir beten:

Gemeinde und Pfarrer: Vater unser, der Du bist im Himmel.

Gemeinde:

O, Herr, laß diese Stunde
Zum Segen uns gedeih'n,
Daß wir zu neuem Bunde
Dir unsre Herzen weih'n.

Der Menschen Worte gehen
Und wechseln wie die Zeit;

Doch Dein Wort bleibt bestehen
In alle Ewigkeit.

Im Herzen laß es brennen
Mit nimmer müder Glut,
Damit wir Dich erkennen
Als unser höchstes Gut. *Dr. Liebermann.*

Segen.

★

Vom rechten Jungentum.

Vortrag auf der Jungenversammlung.

Von Heinz Hagemeister.

Wenn wir vom rechten Jungentum reden wollen, wird es uns zu eng in Saal und Stadt. Von selbst drängen unsere Gedanken hinaus, dorthin, wo die Natur in ihrer Weite und Unendlichkeit vor uns liegt. Wir denken an eine frohe Fahrt, ein zackiges Landsknechtslied eint uns zum geschlossenen Zuge. Wir sehen uns im Geiste bei einem aufregenden Geländespiel um die Fahne kämpfen. Oder wir stehen vorn auf dem Schiff, das die Wogen durchschneidet, lassen den Wind um uns wehen, und während das Schiff sich hebt und senkt und der Schaum emporspritzt, trinken wir mit unseren Augen die ganze Weite, die vor uns liegt. Oder wir sehen uns wieder an einem Abend um das Lagerfeuer sitzen, und das Feuer erzählt uns eine seltsame Sprache von himmelstiegender Glut und erdgebundener Zerrissenheit, fremd und doch so geheimnisvoll verwandt. Wir halten Wache im Walde um die Zelte der Brüder und horchen auf die geheimen Stimmen der Nacht.

Hier im Walde ist unser eigentliches Element. Da ist ursprüngliches, starkes, wurzelechtes Leben. Schnee und Sturm gehen über ihn hin — er steht und wächst. Gerade und knorrig streben die Bäume zum Himmel empor, sind nie mit sich zufrieden, wollen immer über sich selbst hinauswachsen, schützen einander dicht gedrängt — so dicht, daß ihr Lebensraum eingengt ist und die unteren Zweige verdorren, und werden doch gerade dadurch so stolz und hoch, daß sie im engen Kreise stehen! Wir fühlen, daß wir verwandt sind mit Baum und Wald. So wollen ja auch wir wachsen hinaus über uns selbst mit starken Wurzeln, in engen Lebensraum gestellt und trotzdem gerade und aufrecht, durch Sturm und Hitze hindurch. Der Wald gehört zu unserem deutschen Wesen. Was fehlt unseren holländischen Freunden, von denen Bundesleiter Donndorf 1922 in Brieg sagte: „Sie haben keinen Wald!“

Diese Naturverbundenheit danken wir der Jungenwelt der letzten dreißig Jahre, dem Wandervogel und der Jugendbewegung. Sie haben die Mauern der Städte, die sich eng um unser Leben herumschließen wollen, durchbrochen. Sie haben die Verbindung mit dem natürlichen Leben wieder hergestellt, die so leicht verlorengeht in den großen Städten. Wir wollen diesen Dank an die Jugendbewegung gleich am Anfang sagen, wenn wir über unser Ideal eines rechten Jungentums reden. Man sagt heute, die Jugendbewegung sei vorbei, die heutige Jugend sei ganz anders geartet. Man schilt über die unfruchtbare Problematik, die die Jugendbewegung trieb. Sie habe über Dinge geredet, mit denen reife Menschen nicht fertig werden, und habe die ganze Welt auf den Kopf stellen wollen. Sie mußte Schiffbruch erleiden, weil sie ihr Ziel zu hoch gesteckt hätte. — Wir wollen hier darüber nicht reden. Das mögen die Älteren tun, die sie selbst erlebt haben. Es ist wohl so, wie da gesagt wird. Wir haben heute eine ganz andere Generation von jungen Menschen, mit anderen Gedanken und Interessen, auch anderen Lebensformen. Aber wir wollen mit Freude und Dankbarkeit aussprechen, daß das neue Aufbrechen eines frischen, kernigen und echten Jungentums, das wir in unserer Jungenschaft beobachten, ein Reis aus dem alten Stamme der Jugendbewegung ist.

Daß heute ein neuer Strom frischen Jungens Lebens aus der Müdigkeit der letzten Jahre hervorbricht, sehen wir alle mit Freuden. Es reißt mit und trägt an, wie damals 1921 die Heidelberger Bundestagung überall Leben entzündete. Wie kann heute die Teilnahme an einem Zeltlager, das Zusammensein mit einer frischen Jungensgruppe ganz neues Leben in einen Bund bringen! Wer hinausschaut über die Grenzen seiner Gruppe und unseres Bundes, sieht überall in der Jungenschaft der Bünde eine solche neue Lebendigkeit. Es geht hier nicht mehr um ein problematisches geistiges Ringen, um die Erfassung des Lebens und der Weltanschauung, um neue Ziele für den ganzen Menschen. Wir wissen, daß auch das für jeden von uns nötig ist. Vor uns steht die Zeit des werdenden Mannes von 18 bis 28 Jahren. In ihr müssen wir mit allem Ernst diesen Fragen nachgehen. Aber jetzt handelt es sich um die Zeit unseres Jungentums, um das Alter von 14 bis 18 Jahren. Wir spüren, daß das eine ganz besondere Zeit unseres Lebens ist. Sie wollen wir deshalb ganz ernst nehmen.

Diese Zeit, die für die meisten von uns den Uebergang aus der Schule ins Berufsleben bedeutet, steht unter einem doppelten Stern: einem Nichtmehr und einem Nicht. Wir sind nicht mehr Kind und können es nicht mehr sein. Wir sind noch nicht Erwachsener und dürfen es noch nicht sein. Beiden Lebensstufen fehlt das, was uns in dieser Zeit das Wichtigste ist: der Drang in die Weite, die Freiheit. Ueber beiden stehen Autoritäten, die unser Leben bestimmen wollen. Aber wir wollen zu uns selbst erwachen. Deshalb kommen wir in dieser Zeit so leicht in Konflikte mit unserem Elternhaus. Wir können nicht mehr alles so selbstverständlich hinnehmen, was zu Hause gilt. Ueberall drängen sich uns Fragen und Zweifel auf. Wenn die Eltern von uns sagen: „Er will alles besser wissen“, so treibt uns dazu ein inneres Muß, das wir oft selbst nicht verstehen. Wir sind einsichtig genug, um zu wissen, daß die Eltern es gut mit uns meinen, und wollen ihnen deshalb immer in Dankbarkeit verbunden sein, ja noch mehr: wir wollen einsehen, daß sie anders sein müssen als wir aus ihrem Lebensschicksal und ihrer großen Reife heraus. Dem hochmütigen und unreifen Herabsehen mancher

junger Menschen auf die „Alten“ setzen wir eine bewußte und stolze Kitterlichkeit gegen Vater und Mutter entgegen. Wir wollen nicht vergessen, daß fast alles, was wir haben und sind, das Erbe unserer Väter ist. Vielleicht ist es einmal zu spät, wenn wir zu der Erkenntnis kommen:

„Daß ich die Wurzeln habe
In meines Vaters Grabe,
Das hab' ich nicht gewußt.“

Aber ebenso stark wie wir uns das Vertrauen zu den Eltern bewahren wollen durch die Jahre des Sturmes und Dranges, wollen wir sie um ihr Vertrauen bitten, daß unser Freiheitsdrang nicht schlecht ist, daß es als eine innere Notwendigkeit in uns liegt, selbst Erfahrungen zu sammeln und Entdeckungen zu machen, auf eigene Faust und mit eigener Verantwortung. Es ist unser Stolz, daß wir ihnen dabei offen und gerade in die Augen sehen können, auch wenn sie nicht alles wissen, was wir treiben und denken.

Noch stärker fast stehen wir im Kampf mit der Welt der Erwachsenen. Mit dem Beruf tritt etwas ganz Neues und ganz Großes an uns heran. Was gibt es da alles zu sehen und zu lernen! Eine Welt will von uns erlebt werden! Aber es wehrt sich etwas in uns dagegen. Wir spüren, daß wir dieser Welt noch nicht gewachsen sind. Sie will uns in ihren Dienst spannen, aber wir ertrinken in ihr. Es gibt für viele von uns eine Zeit, wo sie für nichts mehr Sinn haben, nicht für Haus, für Freund, für Gruppe, für ihre früheren Interessen, weil das große Leben sie ganz mit Beschlag belegt. Wie verkrampt wirkt dann so ein Junge, der sich gebärdet und redet und denkt, als wäre er ein Mann! Die Besten spüren, daß sie sich selbst dabei verlieren. Das Leben ist mehr als Beruf! Es muß vielleicht für den Erwachsenen gelten: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, aber wir sind noch keine Meister. Wir brauchen noch die Weite, um auf Wanderschaft zu gehen und zu suchen, wo wir Meister werden können.

So ist es das Jugendland zwischen Kindheit und Mannestum, das wir suchen. Es ist nicht leicht zu finden. Oft wird es uns verwehrt, oft muß es neu erkämpft werden. Wir hatten dieses Jahr unser Pfingstlager auf einer kleinen Insel in einem der holländischen Seen. Man kam erst hin über Jäune und durch Dickicht. Der dicke Urwald ließ nur schwer Platz finden für die Zelte. Nach beiden Seiten mußten wir Brücken schlagen. Die Angler und Sonntagfischer wollten uns das vom Förster zurkamte Recht auf den Pfingstbesitz dieser Insel streitig machen. Was haben wir alles auf ihr erlebt! Abends das leuchtende Sternenzelt, die Pfingstfeier mit der Neuaufnahme der Jüngsten, nachts die knackenden Bäume und lockenden Vogelstimmen, tags Arbeit um Zelte und Lager, Ausflüge in den jenseitigen Wald mit mißglückten Floßbauten und nachfolgendem Schnupfen, mit Geländespiel und Heilerei, Ausflüge auf diese Seite des Sees mit Lagerlücke und Holz sammeln, mit Milchlauf und Försterbesuch — und über allem, die Freude des selbstgestalteten Lebens, das eine, herrliche Wort Freiheit. Die Insel ist mir Sinnbild für unser Jugendland geworden. So brauchen wir unser eigenes Reich, das wir verteidigen nach allen Seiten, von dem aus wir unsere Vorschläge in die Welt der Erwachsenen machen, wo es alles gibt: Enttäuschungen und Erfahrungen, Freuden und Leiden.

Zum rechten Jungen gehört der Drang in die Ferne wie die Erbauung der Heimat. Wir müssen die Spuren kennen im Walde, und die Sterne am Himmel, müssen dem Bauern helfen bei der Ernte, und sehen, wie Sturm und Schnebruch in den Wäldern wütet und doch immer wieder das Leben den Sieg behält. Aber zum rechten Jungen gehört ebenso die Eroberung der Menschenwelt. Es gab eine Zeit, wo junge Menschen die Welt der Erfindungen und der Technik ablehnten und am liebsten aus der Großstadt wegzogen in eine ferne Siedlung, weil in Technik und Kultur „der Teufel steckt“. Sie vergaßen, daß der Teufel sie auch in den fernsten Urwald begleitet. Wir sind nun einmal in diese Welt hineingestellt worden. Dann müssen wir sie auch kennen. Wieviel Menschengröße gehört dazu, sie aufzubauen, wieviel Wagemut, Fähigkeit, Energie und Opferfähigkeit steht hinter jedem großen Werk! Gerade in den Gebieten, die nicht zu unserem eigentlichen Beruf gehören, gilt es für uns Entdeckungen zu machen. Die Streber, die einseitig nur ihren kleinen Ausschnitt aus dem Ganzen kennen, scheinen uns nicht vorbildlich zu sein. Ein Junge muß wissen, wie es auf einem Bau beruht, ob es ein Forder- oder Dornierflugzeug ist, das über ihm dahinzieht, was für ein Mann es ist, dem die Stadt ein Denkmal setzte, er muß in seiner Stadt und seiner Heimat Bescheid wissen und eine Ahnung haben von dem Werden seines Volkes — kurz er muß die ganze Weite des Lebens durchstreift haben.

Das alles ist nötig, damit er sich in diesem Leben selbst entdeckt. Die heutige Berufsberatung läßt leicht auf den Gedanken kommen, daß es für jeden Menschen nur einen Beruf gäbe und den gälte es herauszufinden. In Wirklichkeit liegen in jedem Jungen eine Fülle an Fähigkeiten und Möglichkeiten. Den richtigen Beruf wird er für sich erst finden, wenn er in seinem Jugendland alle seine Fähigkeiten entdeckt und gepflegt hat. Wie stolz wird man auf sich, wenn man so die Kräfte in sich wachsen spürt!

Für andere Menschen ist so ein in die Höhe schiefgender Ast, der mit seinen Gliedern und Kräften nicht recht etwas anzufangen weiß, der sich im Großtum und in Kraftausbrüchen gefällt, allerdings nicht immer ein erfreulicher Anblick. In dem Wort „Flegeljahre“ liegt doch manch berechtigter Vorwurf. Das überstarke Freiheits- und Kraftgefühl wird immer dann in Flegelklausuren, wenn der Junge nur die Freiheit von der Autorität, aber nicht die Freiheit zu der Selbsteinordnung kennt. Aber das ist erst die rechte Freiheit. Wenn wir frei werden wollen von der Erziehung der Eltern, so müssen wir um so energischer an die Selbsterziehung gehen. Sie ist die größte Aufgabe, die wir im Jugendland haben. Dazu wachsen uns Kraft und Wille. Das unterscheidet uns im letzten doch vom Walde. Er wächst naturhaft, unbewußt. Wir sollen bewußt wachsen. Auch der Wald liefert nutzbares Holz erst, wenn ein Menschenwille über ihm waltet. In den Schweizer Bergen stürzen an vielen Stellen die Bergwasser fast senkrecht zu Tal, brausend und plätschernd wie ein übermütiges Kind. Erst seitdem Menschenwille sie gestaut und in Rohre gezwungen hat, treiben sie im Tal die großen Elektrizitätswerke. Kraft ist nichts nütze, wenn sie vertan wird. Ein junger Mensch muß das Bild gesammelter und beherrschter Kraft sein. Erst dann kann er ein rechter Mann werden.

Gesammelte Kraft; davon muß unser ganzes Leben zeugen. Schon unserer körperlichen Haltung muß man etwas davon anmerken. Es ist ein Stolz, einen gefunden und reinen Körper zu haben. Es sei ein Bild unseres Innen-

lebens. Ein Junge zeigt nicht, wenn er müde ist. Ein Junge nimmt sein Herz fest in beide Hände, wenn eine weiche Wehschmerzstimmung über ihn kommt. Unser Körper soll ein langes Leben aushalten und hart arbeiten können. In der Umgegend der Hamburger Zinzhütte wächst kein Grün. Aber Menschen müssen da leben! Der Sandstein des Kölner Doms wird von den chemischen Dämpfen der Großstadt zerfressen. In so ungesundere Luft müssen wir heute alle mehr oder weniger leben! Wie wichtig ist da der gesunde Körper! Alles muß ihm dienen: die Leibesübungen, die Kleidung, die Nahrung. Wie oft schaden wir durch sie unüberlegt mehr als zu nützen! Wenn wir Alkohol und Nikotin meiden, so tun wir es nicht aus Angst oder Schlappheit, sondern aus einem stolzen Reinheitsgefühl heraus, das sich wehrt gegen alle Gifte.

Und dann wissen wir noch von einer großen Aufgabe, die wir mit unserem Körper einmal zu erfüllen haben, dann, wann wir Mann geworden sind. Wie schlecht, wenn wir das Geheimnis über ihr zu früh lüften, und in tändelndem Spiel vertun, was als großes Erlebnis und heilige Gottesaufgabe uns bevorsteht! Hier gilt es sicher oft einen Kampf mit Sieg und Niederlage. Aber wir wollen diesen Kampf um die Reinheit als tapfere Ritter führen, deren Stolz ihr reines Ehrenschild ist.

Darüber hinaus soll über unserem ganzen Leben das Wort **Selbstzucht** stehen. Wieviel Eigenschaften hat jeder Mensch, die nicht lobenswert sind! Wieviel kleine Schwächen von Empfindlichkeit, Eitelkeit, Vergesslichkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit stecken in jedem von uns! Daß das große Leben, das auf uns hereinkürzt, in uns allen ein Stücklein Angst und Feigheit wach hält, ist nicht zu verwundern. Aber das muß alles überwunden werden. Die selbstgestellten Aufgaben im Alltag und die Mutproben im nächtlichen Wald können uns dabei gut weiterhelfen.

Selbstzucht üben gilt es im Beruf. Es gab eine Zeit, wo junge Menschen klagten, daß sie kein Verhältnis zu ihrem Beruf finden könnten, weil er sie nicht befriedige. Aber wer sagt uns, daß der Beruf reine Freude sein soll? Beruf ist Schicksal, ist Arbeit und Mühe und Kräfteerprobung. Wer nicht seine Seele in dem Kampf darcinsetzt, wird nie zufrieden sein. Wer glaubt, ein tüchtiger Bündler zu sein, zeige erst einmal, daß er in seinem Berufe tüchtig und zuverlässig ist. Sonst kann er uns nicht imponieren, und sei er noch so eifrig im Bunde.

Selbstzucht üben gilt es im Benehmen gegen die Mädchen. Sie sind nicht „minderwertige“ Geschöpfe, auf die man herabsehen dürfte, sie sind aber auch keine Jungens, mit denen man raucht. Es ist keine Ehre, Mädchen zu hänseln oder zu schneeballern. Aber es ist eine Ehre, ritterlich gegen sie zu sein ohne viele Worte.

Selbstzucht üben gilt es in unseren Gedanken. Wieviel Unklarheiten und Verschwommenheiten trifft man bei manchen Jungen! Wir müssen offene Augen haben für die Wirklichkeit. Es gibt ein Drama von Ibsen, dessen Hauptperson immer in den höchsten Tönen redet von dem, was er will — aber er lebte von dem treuen Fleiß seiner Frau, weil er vor lauter Plänen den Boden unter den Füßen verloren hat. Je wirklichkeitsoffener wir sind, desto weniger lassen wir uns von dem Schein blenden, mit dem sich heute viele Menschen umgeben, desto mehr können wir Echtes und Unechtes unterscheiden. Daraus erwächst auch die rechte **Ehrfurcht**. Wer mit offenen Augen durch Wald und Natur geht, wer auf der Nachtfahrt auch einmal ganz still horchen kann, der lernte etwas

von der großen über uns stehenden Macht Gottes. Es macht manchem von uns viel Mühe, ob wir wirklich ein „evangelischer Bund“ seien. Evangelisch ist nicht, wer irgendwelchen Sätzen oder Lehren zustimmt, sondern wer sich unter die Wahrheit beugt. Überall verkündete Gott uns die Wahrheit: in unserem Leben, im Zusammensein mit den Brüdern, in der Natur und durch überlegenes Mannestum. Darum beugen wir uns unter einen Führer, weil wir merken, daß aus ihm eine Wahrheit spricht. Je mehr er selbst hinter ihr zurücktritt und nur sie durch sich sprechen läßt, desto mehr wird er uns Führer sein. Wenn unser Pfarrer uns etwas viel von religiösen Dingen redet, so wollen wir nicht denken, daß er uns vergewaltigen will. Er hat sie als Wahrheit erlebt und ist voll davon. Davor wollen wir Ehrfurcht haben. Es kommt schon die Zeit, wo wir ihn verstehen. Aber ihn wollen wir bitten, daß er uns Zeit läßt, bis wir selbst erleben können, was ihm schon Wahrheit geworden ist.

Wieviel Verkrampftheit sieht man heute in diesen Dingen, ob sie nun zur Kirche, zur Politik oder zur Gewerkschaft gehören. Wir wollen doch so ehrlich und wirklichkeitsoffen sein, zu sagen, daß wir über sie noch gar nicht reden können. Es gehört nicht zum rechten Jungentum, über Dinge zu reden, über die die Großen sich den Kopf zerbrechen. Aber das gehört dazu, daß wir das Bild eines rechten Jungen vor uns stellen und ihm nachstreben, über uns selbst hinaus. Das ist dann der Gehorsam gegen die Wahrheit, die in uns und über uns ist. Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

Dieses Bild von Freiheit und Zucht im Jugendland zu verwirklichen, dazu sind wir in unserer Gruppe. Sie ist uns kein Unterhaltungs- und kein Handfertigkeitssverein. Sie ist uns die Erlebnisgemeinschaft, die uns helfen soll zu geradem und aufrechtem Wachstum. In ihr können wir unsere Kräfte betätigen und unseren Willen schulen. Ob die Gruppe den rechten Geist hat, das hängt nicht vom Führer ab, sondern von jedem einzelnen Mitglied. Denn jeder ist verantwortlich für die Gruppe und für den Bruder. Da lernt man die Selbstbeherrschung, sich auch unter einen Gleichaltrigen zu beugen, weil er vom Führer einen Auftrag bekommen hat. Da erkennt man in dem Bruder, der in seinem Leben mit sich selbst kämpft und siegt und unterliegt, sich selbst wieder und spürt etwas von der großen Wirklichkeit der bösen Geister in der Welt, die Herr über uns werden wollen. In ganz neuem Lichte erscheint uns das Wort der Bibel von der Vergebung und der Liebe, wenn wir in der Gruppe uns als irrende und kämpfende Brüder erleben, von denen Gott gegenüber keiner besser und keiner schlechter ist. Das gibt uns auch die innere Weite, Jungen gelten zu lassen, die anders sind als wir. Es ist ein ernsther Vorwurf für uns, wenn man sagt, daß für seiner abgestimmte Jungen in unseren Gruppen meist kein Platz sei. Die Gruppengemeinschaft verlangt, daß wir alle einander ertragen und unter den Gruppenwillen uns unterordnen. Erst dieser eine Gruppenwille, dem alle Einzelwillen eingeordnet sind, gibt uns die rechte Geschlossenheit, die uns zu einem Bund macht. Nur wo sie vorhanden ist, dürfen wir an eine einheitliche Tracht denken. Das war das Große, das wir Feldsoldaten im Kriege erlebt haben: dieser Trost des Gesamtwillens, die unsichtbare Einheit, die über unserem Herte lag.

In unserer Gruppe ist uns alles wichtig, nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel: die Pünktlichkeit und Genauigkeit in den geschäftlichen Dingen, die Verwaltung des Gruppeneigentums, die Beratung über unsere Bundesabende, die

Vorbereitung der Zeltfahrt, die Hordenteile für den Drückeberger, das Geländespiel und die Nachtwache. Das ist sicher weitbin Spiel. Aber wer als Junge dies Spiel nicht ernst nimmt, der wird später auch das Leben nicht ernst nehmen. Für uns ist Fahrt und Spiel nicht ein Spas und eine Befriedigung unserer Abenteuerlust, sondern Schule des Lebens, Gestaltung unseres Jugendlandes aus eigener Verantwortung. Darum steht vor jedem von uns als Höhepunkt des ganzen Jahres und als Sehnsucht der langen Winterabende das Zeltlager als sichtbar gewordenes Bild einer zuchtvollen Jungenschaft.

Die Zeit unseres Jugendlandes ist kurz. Drei Jahre weiter und wir alle sind „Ältere“, die den Jüngeren in der Gruppe Platz machen müssen, um ihr Jungenleben nicht zu stören. Dann treten in der Älterengruppe die schweren Lebensfragen an uns heran. Wie oft kommen Jungen nicht mehr dazu, in sie einzudringen, weil sie vorher nicht zu einem Bunde zusammengewachsen sind. Wer aber wirklich gebündet ist in seiner Gruppe, der weiß, wieviel Kraft zum Leben ihm aus ihr zufließt. Er ist dankbar und stolz, daß er im Bunde stehen darf. Er weiß, daß er ihn gebraucht, um sein Jugendland zu erobern als rechter Junge und um treu und gerade durch es hindurch zum Mannes-tum zu reifen, das uns aufgegeben ist.

Freundschaft und Kameradschaft.

Wilhelm Schulz.

Liebe Bundesgeschwestern!

Seid herzlich begrüßt! Mit Grüßen, die ich vom Süden aus dem Schwarzwald bringe. Da war ich vor vier Wochen mit zwei Bänden meiner Gemeinde und ihren Freunden in einem schönen Bergtal, und unser Walter Classen aus Hamburg hat uns dort ein liebes gutes Wort gesagt. Und vor vierzehn Tagen sind alle Karlsruher Bünde einen Tag miteinander draußen gewesen, um ihren Ortagruppentag zu feiern. Ich konnte sie gerade am Abend noch erreichen, und da haben mir die dreihundert Buben und Mädchen, die da beisammen waren und leider nicht hierherkommen können, auch Grüße mitgegeben. Die Sommerluft auf der Höhe war warm und frisch zugleich. So sind die Grüße gemeint: herzlich warm und frisch.

Den Karlsruhern habe ich damals gesagt, daß ich mich etwas vor euch fürchte. Die lachten, weil ich vor ihnen mich nicht fürchte. Aber das begriffen sie doch, daß es immerhin eine Sache ist, vor sovielen ganz junge Mädchen hinzutreten, wenn man selber doch unleugbar zu den Älteren gehört; vor sovielen Mädchen, die man gar nicht kennt, unter denen noch die meisten unzweifelhaft Norddeutsche sind und also dem Wesen nach doch etwas anders als die unsren. Oder nicht?

Darf ich mich etwas orientieren? Wer unter uns wohnt in Schlesien, in Sachsen, in Thüringen, in Hessen, im Rheinland, in Bayern, in Württemberg, in Baden? Nun, da haben wir's: die anderen gehören also alle nach dem Norden.

Jetzt weiß ich doch schon etwas!

Weiter aber weiß ich, daß ihr — so steht's auf dem Programm — zwischen 14 und 16 Jahre alt seid. Was ist das für ein schönes glückliches Alter! Was für hoffnungsvolle Herzen! Was für gute Meinungen mit euch selbst und

mit den Menschen und mit der Welt. Ich grüße diese Herzen und diese guten Meinungen.

Also sind wir beisammen und kennen einander doch schon etwas und wollen nun ein wenig Zwiesprach halten. Worüber? Das werden wir am Ende schon wissen.

Und endlich weiß ich, daß ihr zum Bund gehört! Alle noch nicht lange, manche wohl auch noch nicht so ganz mit Herz und Haut und Haaren wie ich. Aber ihr setzt Hoffnungen auf den Bund, und ihr seid eine Hoffnung für ihn. Darum grüße ich euch zum dritten, nicht letztenmal!

I.

Bei uns daheim sagt man wohl: „Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen!“

Der B.V. bringt es fertig, daß solche Scharen junger Menschen seinem Rufe zu der großen Bundestagung folgen. Sie spüren etwas von seinem Willen und Wesen, sie schauen deutsches Land und Volk, das die meisten ohne den Bund nicht gesehen haben würden — ihr Süddeutschen, denkt an Berlin und die Mark, an Pommern und Rügen, an das Meer der Ostsee! Und singend und feiernd erleben die Seelen im Zusammenklang die Erhebung, die auch denen, die sie von mancher früheren Tagung her kennen, immer wieder neu und groß und kostbar wird.

Es ist sich ja jeder Mensch für sich allein wichtig und eine große Angelegenheit! Und das Leben und Treiben in einem kleinen Bund daheim kann uns je und dann als der Mittelpunkt des Weltgeschehens vorkommen. Und doch merken wir auf einer rechten Bundestagung, daß es etwas noch Größeres gibt, und ahnen das Vollkommenere, daß wir bescheiden werden hinsichtlich dessen, was wir daheim für uns sind und leisten, und begierig, gläubig und hoffnungsvoll hinsichtlich dessen, was wir mit und in dem großen Bund noch werden können. Wir haben nichts zu rühmen und zu prahlen. Wir sind immer Sucher daheim und auch auf einem solchen schönen Feste.

Der Bund weiß von einem dreifachen Suchen seiner Glieder: daß sie alle edlen, guten Güter der ganzen weiten Welt suchen, daß sie das deutsche Volk in allen seinen Schichten, in allen Ausprägungen seines Wesens, in Vergangenheit und Gegenwart suchen, daß sie den lebendigen Gott mit seinem Heil und Gnaden suchen.

Die Lieder singen von dem, wovon das Leben weiß: „Auf, du junger Wandersmann . . ., große Wasser, Berg und Tal anzuschauen überall“, „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt“, „Du durchbringest alles, wollst mit deinem Lichte, Herr, berühren mein Gesicht!“

Sie singen aber nicht von dem innersten Sinn alles Suchens, daß durch alle die schmerzlichen und freudigen Veränderungen seines Schicksals und Strebens hindurch jeder Mensch sich selber sucht, sein wahres bleibendes Wesen, das still und stark in sich ruhend aller Veränderung entnommen ist.

Es gibt Augenblicke, da fühlt man, jetzt habe ich's, jetzt habe ich's so wie die Zielworte des Bundes es zeigen: weltoffen, deutsch, fromm, jetzt bin ich weltnah, vollnah, gottnah und habe darin mich selber gefunden, bin zu meinem eigenen Wesen gekommen. Dieses beglückende Finden und Haben sollte uns auf unseren Tagungen geschenkt werden!

Aber wem es zuteil wird, der hat's doch nur für eine Weile und ist gleich wieder ein Sucher. Wir wissen's und kennen's im Bund nicht anders. Es geht immer vom Finden ins Suchen und vom Suchen ins Finden, ohne Raft und Ruh'. Die Seele fährt auf dem Meer und darf einmal an einer seligen Insel landen und muß wieder in des Meeres Unruhe hinein und noch mehr Seligkeit suchen.

Zu diesem großen Suchen und Finden vereint der Bund alle, die ihm treu und liebend zugehören. Das ist etwas ganz Großes!

II.

Es wird uns ganz gut tun, einmal von den hohen Festgedanken und Bundeszielen hinweg uns in das kleine Alltagsleben, dem sonst jedes von uns angehört, hineinzusetzen, aber nicht in das Alltagsleben der Schule, oder der Lehre, oder der Fabrik; auch nicht in das Alltagsleben mit den Eltern und Geschwistern, die beide für unser Dasein und Wohlergehen viel wichtiger sind, als ein Jugendlider es verstehen, denken und verdanken kann. Vielmehr soll das Alltagsleben vor uns auferstehen, das des Daseins Würze ist, das Jugendleben in Freude und Freundschaft.

Das sucht alle Jugend, das findet auch alle Jugend. Ihr seid zum Teil, ja gewiß zumeist gerade darum auch zum Bund gekommen, daß er euch dazu helfe zu frohen Jugendjahren.

Ich darf doch annehmen, daß ihr alle es habt, in die harten und unangenehmen Tage und Stunden hinein das Lachen und Singen und Spielen und Springen und Tanzen und Wandern und Reden in der herzlichsten offenen Fröhlichkeit, in der Jugend die gute Stunde auskostet.

Aber anderswo will man das auch in anderen Verbänden und in ganz kleinen, bloß persönlich zusammenkommenden Kreisen. Als ich Student war, sagten wir uns, daß wir Freundschaft pflegen wollten und meinten damit ein herzlichtes offenes Frohsein. Da hat einmal ein Aelterer, Lebenserfahrener gesagt, es sei an unserem Freundschaftspflegen zweierlei so schön, daß wir einander in **zwei Dinge** hineinschauen ließen, die man später etwas zudeckte: 1. ins **Herz**, 2. in den **Geldbeutel**. Und das Herz, das scheint so voll und übervoll, und der Geldbeutel, der ist so leer, so traurig leer. Das ist doch bei euch auch so?

Ja, ihr seid eben auch Studenten, Lebensstudenten. Und alles voneinander wissen, alles miteinander teilen und dabei fröhlich sein, das nennt man jugendlich Freundschaft.

Doch waren wir nicht alle untereinander persönliche Freunde, obwohl wir uns Bundesbrüder nannten und zu unserer Fahne hielten.

Ist es nicht auch bei euch so, daß ihr zwischen einer Bundeschwester und einer Freundin einen Unterschied macht? Wollt ihr nicht den Namen „Freundschaft“ ganz besonders auszeichnen, sie nur mit ganz wenigen, mit zweien und dreien teilen? Ja, mit der Sache will behutsam umgegangen sein!

Aber das sollte natürlich ebenfalls sein: Die allerbesten Freundinnen müßt ihr im Bund haben und nicht draußen. Niemand kann zwei Herzen dienen: Entweder hat mich die Freundin in den Bund gezogen, oder ich habe sie dort gefunden; entweder ziehe ich sie in den Bund, oder sie zieht mich aus dem Bund.

Da habt ihr eine große Aufgabe: Herein mit den Freundinnen und mit ihnen dageblieben, und im Bund einander noch lieber gewonnen und noch wertvoller geworden! Hoffentlich gibt's heute recht viele solche Freundschaftszweigespanne oder Dreigespanne unter euch, die ihr Leben lang von der Eberswalder Bundestagung und dem Hin- und Heimweg zu erzählen haben werden.

Wie schön ist das, wenn der Bund auch wirklich unsere besten und nächsten Freunde umschließt!

Ich habe eine Weile mit der Versuchung gekämpft, etwas aus einigen Schulaufsätzen über die Freundschaft vorzulesen. Die Mädchen schreiben nämlich manchmal wirklich von dem, was ihnen Freude oder Sorge macht, ganz wie es ihnen ums Herz ist. Also wie sie eben ohne ihre Freundin nicht leben können, obwohl es die Eltern nicht begreifen und nicht leiden wollen. Wie die Mutter sich jetzt noch freut, wenn ihre Jugendfreundin ins Haus kommt, und daß man sich auch so eine wünsche. Oder daß es so schmerzlich ist, wenn man's erlebt, daß die, die man für seine Freundin gehalten hat, nun auf einmal mit einer Neuankommenen geht und einen stehen läßt. Oder wie die Eltern und Brüder sich über das dumme Schwärmen lustig machen, aber man könne doch nichts dafür.

Es ist eben so: Freundschaft bringt Freude und ist ein Gewinn, und Freundschaft bringt auch Not und Kämpfe und Schmerzen. Deshalb wird sie da besonders gut geraten, wo sie auf festem gebiegenen Boden steht.

Natürlich gehört ein persönliches Wohlgefallen aneinander zu ihr, ein Wohlgefallen an äußeren und inneren Dingen, die uns ein Vorzug zu sein scheinen. Aber ganz besonders wichtig ist die Richtung auf gemeinsame hohe Ziele hin, eine Gemeinsamkeit des geistigen Strebens nach dem Guten und Schönen und Wahren. Lachen, Tanzen, Singen können alle jungen Menschen und können's überall. Aber das ist bald vorbei. Und wenn man gleich später noch manchmal lächelnd daran denkt, ja dankbar daran denkt — es zerrinnt doch alles das und wird ungreifbar in der Erinnerung. Wenn aber das freundschaftliche Jugendleben in eine Bewegung auf Größeres hineingestellt ist, also auf die Welt, auf das Voll und auf Gott hin, wie in unserem Bund, auf Allergrößtes, dann bekommt Freundschaft einen viel köstlicheren Inhalt und viel mehr Stärke und Dauer, dann wird sie eine Lebenssache und hat auch etwas von der Liebe, die nicht mehr aufhört.

Alle die Klippen, an denen sie so leicht scheitert, sofern nur das Temperament und Wohlgefallen an äußeren Vorzügen uns zusammenführt, sinken vor der Kraft und Weisheit einer solchen höheren Freundschaft in nichts zusammen. Denn auf sie darf das Wort angewandt werden: Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Gott segne euch eure Freundschaft! Er segne sie allen Freunden! Er segne sie unserem Bund!

Es ist zum Kapitel „Freundschaft“ noch viel zu sagen. Bücher und Abhandlungen sind in alter und in neuer Zeit darüber geschrieben worden. In der Bibel steht viel Schönes und Wahres davon zu lesen, und wir singen so gern: „Der Mensch hat nichts so eigen“ und „Ein getreues Herz wissen“ und „Wahre Freundschaft soll nicht wanken“.

Ich will davon nichts mehr sagen. Aber ich frage mich, warum hat mich der Bund beauftragt, nur zu euch zu sprechen. Die

jungen Bundesbrüder hätten das Gleiche auch hören und auf ihre Lage beziehen können!

Freilich! Aber der B.D.J. hat eine Erfahrung gemacht und eine wichtige Erkenntnis gewonnen: Er hat gefunden, daß seine älteren und seine jüngeren Glieder verschiedenes Verständnis und verschiedene Bedürfnisse haben, und er hat gefunden, daß auch die Buben (Burschen) und die Mädchen zweierlei Leute sind, die man zu beiderseitigem Gewinn auf einer guten Strecke des Jugendwegs auseinander läßt.

III.

Meine Rede kommt zu ihrem dritten Teil, in dem ich von zahlreichen persönlichen Bunderfahrungen ausgehe.

Die gemischten Gruppen, wie sie wohl in der stärker jugendbewegten Zeit da und dort bei uns gefunden wurden, haben sich nicht bewährt. Die Mädchen sind schier überall von ihrer guten Art losgekommen und haben schon in ihrem äußeren Gebaren etwas Bubiges angenommen. Gang, Gebärde, Rede und Lied wurden wenig erfreulich. Der Schaden ist größer als der Nutzen gewesen.

Im Bund haben sich die älteren Burschen und Mädchen um des Bundes willen zusammengetan, um seinen Zielen vereint zu dienen, dabei sind auch manche unter ihnen persönlich Freunde geworden; aber sehr viele solche Freundschaften sind's meiner Erfahrung nach im Kreis einer Stadt nicht geworden. Für die Jüngsten dagegen ist das gänzliche Auseinanderbleiben sicher das Beste und dient ihnen und dem Bund zum Heil.

Denn wie geht's oft mit solchen Bubenfreundschaften oder Kameradschaften? Sie wandeln sich in eine offenkundige Verliebtheit um. Da müssen sich die Leutchen immer treffen, haben sich etwas zu sagen, stehen an den Straßenecken zusammen, reden und geben dahin mit dummglücklich lächelnden Augen und selig bis an die Ohren offenem Mund. Ein Bild nicht zum Festhalten. Wo Bünde zu Pouffierklübchen werden wollen, da muß ein scharfer Besen zwischen die Armen hineinfahren, denn da droht jedem Gefahr und dem Bund am allermeisten.

Schon die engere Freundschaft zwischen einzelnen Gliedern einer Mädchen-Gruppe ruft selbstverständlich auch Spannungen in der Gruppe hervor. So zwei Unzertrennlige, die wollen ja immer beieinander sitzen, miteinander wandern, Aufgaben und Arbeiten, die im Bund zu übernehmen sind, nur gemeinsam oder gar nicht anfassen. Das ist bis zu einem gewissen Grade sogar gut und dem Ganzen förderlich. Aber es ruft auch Eifersucht, Neid, übelwollende Reden und Parteiungen, die recht gefährlich für das Bundesleben sein können, hervor.

Kommen erst Buben in Betracht, so wird das alles viel schlimmer. Da gibts Unwahrheiten und Heimlichtuerei gegen die Bundeschweftern, gegen Leiter und Führer, gegen die Familien daheim. Der Bund wird zu einem Gelegenheitsmacher jener weniger schätzenswerten Kameradschaftlichkeit herabgewürdigt und kann bis ins Innerste erschüttert werden, kann zeitweise ganz lahmgelegt sein in dem Streben nach jenem Höheren, wozu er da ist, und in der Pflege der Freundschaft, die der Mensch, besonders der junge, zuerst braucht.

Es ist ganz klar, daß es auch eine Freundschaft zwischen jungen Mädchen und gleichaltrigen männlichen Bekannten geben kann. Aber das findet sich am

besten von der Familie aus durch die Brüder und zwischen Verwandten und Nachbarn im Verkehre der befreundeten Familien.

In meiner Heimat — ich bin aus Heidelberg — gibts eine Redensart im Volk, die ich euch nicht vorenthalten will; sie wird euch Spaß machen: „Mannsleut und Weibsleut sind die schönsten Leut auf der Welt!“ Das ist wahr, aber um es zu sein, müssen sie eine geraume Zeit hübsch auseinanderbleiben und ihren eigenen Weg gehen und das eigene Wesen bilden und finden. Sonst sind sie bald nicht mehr die schönsten Leut. Alles, was jetzt für euch schön und gut ist, könnt ihr viel besser ohne Buben haben und machen als mit ihnen: Ihr könnt besser singen, tanzen, wandern, spielen, Aussprache haben. Zusammenwirken braucht unbedingt ein Abstandnehmen, eine Distanz. Das ist sogar in eurer Freundschaft nötig.

Wir haben in unserem B.D.J. Veranstaltungen, namentlich größere Feste und Feiern, genug, wo wir im großen Bundesaal von der Buben- und von der Mädchenseite her zusammenkommen. Eine Wiese, eine Kirche, eine Halle, der Wald — alles kann uns zum Festaal werden. Da begegnen wir uns herzlich, höflich, natürlich, ritterlich. Aber in den gewöhnlichen Zeiten, im Alltag des Bundeslebens: Jedes für sich, jedem das Seine! Da gehen Burschen und Mädchen getrennt den eigenen Weg zum gleichen Ziel, daß wir weltverbundene, vortverbundene, gottverbundene Menschen werden, so daß kein Verbundensein das andere hemmt oder ausschließt, sondern jedes die anderen stützt und stärkt.

So habe ich euch nun einen freundschaftlichen Vortrag halten dürfen und bitte, ihr wollt ihn freundlich aufnehmen. Ich schließe mit einer persönlichen Erinnerung. Als ich etwa 16 Jahre alt war, lasen wir in einem heißen Sommer in der Schule ein lateinisches Büchlein. Ich bin unserem Professor heute noch dafür dankbar. Denn es war einmal eine Ausnahme von der Regel, nach welcher wir meist von Schlachten, Kriegen, Verschwörungen und solchen blutigen und verbrecherischen Dingen lesen mußten. Das Büchlein hatte den Titel „Ueber die Freundschaft“.

Ich erinnere mich an die heißen Nachmittagsstunden um Zwei. Da kam der Professor herein; und während er zu seinem Pult hinschritt, ein großer schwerer Mann, mit hellblondem Bart und dünnlockigem Haar, fragte er auf Lateinisch: „Was also ist Freundschaft?“ Und da stand der Reihe nach immer ein anderer auf und antwortete auch auf Lateinisch: „Freundschaft ist die Uebereinstimmung in allen menschlichen und göttlichen Dingen, verbunden mit herzlicher persönlicher Zuneigung.“

Ich bin froh, daß ich den Spruch gelernt habe. Es ist so.

Man kann aber die gleiche Sache auch so ausdrücken, wie es mein lieber Heidelberger Bundesbruder, einer unserer guten deutschen Erzähler, Schmittbenner, getan hat: „Freundschaft ist da, wo man einander ins Herz und in den Geldbeutel sieht und sich daran teilnehmend läßt. — Herz bedeutet die inneren und oberen, göttlichen, und Geldbeutel die äußeren, irdischen, menschlichen Dinge.

Ich habe im B.D.J. nicht nur Bundesfreunde, sondern liebe, gute, treue Freunde gewonnen und behalten. Möge es euch allen auch so gehen!

Jugend und Politik.

Von August de Haas.

Jugend, das kann für uns hier im Bund Deutscher Jugendvereine nicht heißen: Die Jugend überhaupt, so wie sie sich uns auf den Straßen des deutschen Landes zeigt, in den Städten und auf den Dörfern, sondern Jugend, das ist hier für uns gar niemand anders, als wir selbst. Wir sind gemeint, und so kann es sich gar nicht darum handeln, ob alles, was zu unserer Frage gesagt werden kann, gesagt wird, sondern wichtig ist allein, daß uns überhaupt etwas gesagt wird.

Wir, wer sind wir? Als Bund haben wir, soweit ich sehe, eine besondere Prägung dadurch erhalten, daß wir in einer ganz besonderen Art evangelische Jugend sind. Wir sind es nicht im Sinne einer bestimmten Kirchlichkeit, wir sind es überhaupt nicht so sichtbarlich, wie meinerwegen der Westdeutsche Junglingsbund. Dort empfindet man uns oft als völlig unevangelisch, idealistisch oder etwas Ähnliches. Unsere kirchliche Bindung ist derart, daß die Kirche als Organisation oft genug meint, Veranlassung zu haben, uns als zumindest kirchlich-neutral zu betrachten, und doch sind wir in unserem Sein als Bund bestimmt durch die Tatsache, daß wir evangelisch sind. Unter uns gibt es Menschen, die scheinbar gar nichts mehr mit dem Christentum verbindet, die zu den Lebensäußerungen der Christenheit äußerlich gesehen keinerlei Beziehungen haben, die der Kirche den Rücken gekehrt, und die am liebsten alle Pfarrer und amtlichen Vertreter der Kirche aus dem Bund und seiner Leitung gerne verbannt sähen. Und doch, wir sind das alles nicht ohne die merkwürdige Tatsache, daß wir eben irgendwie von der Botschaft der Kirche herkommen. Die meisten von uns sind als Konfirmierte in den Jugendbund gekommen, sind in ihm gewesen und in ihm gewachsen und stehen in ihm mit all dem, was unsere kirchliche Vergangenheit an Fragen in uns wachgerufen hat. Aber all unser Kampf gegen die Kirche, wo und wie wir ihn führen — er geschieht doch nicht, weil wir nicht mehr evangelisch, sondern gerade, weil wir evangelisch sein wollen. Wir stehen im Kampf gegen die Verzerrung des Christentums. Unser Evangelischsein ist uns Aufgabe geworden, weil wir uns dem Evangelium verpflichtet fühlen. Wir haben uns nicht selbst diese Verpflichtung auferlegt, sondern sie ist uns geworden, ehe wir selbst wußten, wie es geschah.

Diese Klarstellung zunächst. Haben wir nun als solche Menschen durch unser Evangelischsein nicht doch eine bestimmte Stellung zur Politik einzunehmen? Müssen wir beispielsweise als Evangelische nicht selbstverständlich uns einsetzen für die sogenannten evangelischen Belange, z. B. Bekenntnisschule und ähnlichem?

Zwei deutlich vernehmbare Antworten gibt uns unsere Zeit. Die einen verkünden es von den Wahlplattafäulen: Wir treten ein für Christentum, für Kirche und christliche Schule, wir halten fest am Gebet, darum gehört ihr zu uns. Und die andere Antwort ist: In der Gegenwart muß der Christ als tätiger Verkünder der Nächstenliebe sich einsetzen für die Bewegung des Sozialismus. Ein Christ muß Sozialist sein.

Aus diesen beiden verschiedenen Antworten hören wir die ganze Schwere der Frage, die vor uns liegt. Das Bild, das uns unser Bund gibt, kann uns das nur bestätigen. Sozialisten, Syndikalisten, Nationale, Volksparteiler, An-

hänger der Ständeidee, und wer es auch sein mag: bisher haben sie alle bei uns Raum gehabt. Wir haben uns politisch neutral gehalten und es als notwendig angesehen, diese politische Neutralität unter allen Umständen zu wahren. Haben wir diese Notwendigkeit aber tatsächlich schon als Not empfunden? Denn das scheint mir unsere Lage zu sein, eine rechte Notlage.

Das wird uns deutlich werden, wenn wir uns klarmachen, was Politik eigentlich ist und sein soll. Mit Politik möchte ich dasjenige Handeln bezeichnen, das die Lebensformen des Staates bestimmen will. In seiner Bezogenheit auf den Staat kann man überhaupt nur in Wirklichkeit von Politik reden. Es ist aber möglich, aus den verschiedensten Gründen heraus das staatliche Leben bestimmen zu wollen. Der eine will sich selbst zum Herrscher machen (z. B. Tyrannen der alten Zeit), der andere will seine besonderen nationalen Interessen in einem ihm vollklich fremden Staate wahren (Südtirol, Saargebiet); der dritte will seine Ständesinteressen vertreten, und ein anderer will seine Staatsauffassung zur Geltung bringen. Fragt man nach dem Zweck dieses Tuns, so wird man ungefähr überall die gleiche Antwort hören: um meines Volkes und seines Wohles willen muß ich das tun. Sogar der Bierbrauer, der gegen das Schankstättengesetz kämpft und dabei vielleicht nur an seinen Geldbeutel denkt, wird doch immer vom Wohl des deutschen Volkes dabei reden; er will nicht, daß wir so bevormundet werden; oder er hat Mitleid mit den hunderttausend Brauereiarbeitern, die vielleicht brotlos

die Ständes-
die ärgste Be-
Derfuche, eine
scheinbaren
nach etwas
ogen werden
Wohle der
t. Politik
ienst, der
das der Fall
könig ist der
stbereitschaft,
ielfach schon
r und Selbst-

werden könnten, und so scheint es mir fast überall zu sein, wo Interessen zur politischen Betätigung führen. Es ist das freilich die Verschimpfung dessen, was Politik in Wahrheit sein soll. All diese ganz gemeine selbstsüchtige Interessenpolitik mit dem Mantel eines Idealismus zu verhüllen, verraten, daß Politik ihrer Bestimmung durchaus Ideales ist, das niemals in selbstsüchtige Zwecke umgebbar darf. Politik ist ihrem Wesen nach das Handeln, das zum Politieia, des Staates innerhalb des staatlichen Organismus, geschieht ist, wenn sie wirklich diesen Namen verdient, immer ein D um des Volkes willen getan werden muß. Wie sehr ist, hat für seine Zeit Friedrich II. in die Worte gekleidet: Der erste Diener seines Staates. Ist Politik losgelöst von dieser Dienst dann sinkt sie zu dem Herab, zu dem sie in Deutschland heute verherabgesunken ist, zu dem Versuch, die Ziele des einzelnen, seine Glück sucht zu befriedigen.

nd der ver-
Ruhe; wir
as alles nur
nen solch ent-
Diele hat der
fen der poli-
ut gefaßt,
gefaßt. Das
Leuten aus
en die einen
ben, um die
Derpflichtung
abgeschwenkt

Da ist es dann in der Tat kein Wunder, wenn die verschiedenen Richtungen heute ruft: Laßt uns mit der Politik in wollen von dem Zeug nichts hören! Man meine ja nicht, daß dies aus Bequemlichkeit gesagt würde, weil sich eben nicht viele für ein sagungsvollen Dienst, wie ihn die Politik verlangt, einsetzen. Und Elkel gepackt, als sie hinter die nur allzu schlecht gestellten Kulif tischen Bühne der Gegenwart einmal schauten. Andere hat die und am liebsten hätten sie den ganzen Zauber auf einmal weg Bild vom Herkules und dem Augiasstall habe ich oft genug vor dem Bund auf politische Verhältnisse anwenden hören. So haben dem Weg gefunden zu einer Abgeschlossenheit vom politischen Le ich sie fast beneiden möchte, wenn ich nicht immer wieder die zur Politik verspürte. Die anderen sind in die radikalen Gruppen

und sind dort in einer Weise von der politischen Idee dieser Gruppen erfüllt, daß sie für uns als B.D.J. einfach als verloren gelten müssen. Ihr Fortgehen darf uns nicht gleichgültig sein; denn wenn sie vielleicht zahlenmäßig auch schwach sein mögen, so ist doch die Tatsache ihres Scheidens von uns Anlaß zu erstem Nachdenken über die Frage der Stellung zur Politik innerhalb unseres Bundes. Gerade die Bünde, die in proletarischen Verhältnissen leben, empfinden die Notwendigkeit der Klärung dieser Frage ganz besonders. Sie werden umbrandet vom Klassenkampf. Auf der einen Seite stehen sie tagaus und tagein neben denen, die sich als die Opfer der mächtigsten politischen Gruppe ansehen, und wir spüren mit ihnen die Tatsächlichkeit des Klassenkampfes in seiner ganzen Bitterkeit und sind doch fast so, wie irgendeine neutrale Macht im Weltkrieg zu Deutschland stand: Wir sind wohl bereit, Wunden zu verbinden, Verwundete zu pflegen, aber wir tun nichts Entscheidendes, um diesem Kampf ein Ende zu bereiten. Vielleicht machen wir sogar Versuche, die miteinander streitenden Parteien zu versöhnen, aber währenddessen verbluten so viele, daß man dies langsame Arbeiten kaum noch verantworten kann. Kann man da nicht verstehen, daß uns wegen unserer politischen Neutralität vorgeworfen wird: Ihr seid feige, ihr steht heimlich mit der anderen Seite im Bund, ihr steht im Dienst des Kapitals, und als Christen müßtet ihr doch auf unserer Seite stehen. Wer von euch jemals mit sozialistischer oder kommunistischer Jugend, die erfüllt war von ihrem Kampf, sich ausgesprochen hat, der wird verstehen, daß unsere politische Neutralität in der Tat eine Not bezeichnet, wie sie schwerer kaum ertragen werden kann. Wir stehen mitten in einem Kampf, können nicht helfen, stehen mit gebundenen Händen da, können den Frieden nicht stiften.

Ich kann den Klassenkampf nicht anerkennen, hat mir einmal ein Pfarrer gesagt. Er wollte wohl sagen: ich kann den Klassenkampf nicht predigen. Denn anerkennen muß er ihn; denn er ist einfach da, und nur einer, der nicht zu sehen vermag, kann an ihm vorbeisehen wollen. Er ist so sehr Tatsächlichkeit, wie der große Krieg tatsächlich war, wenn vielleicht auch viele im deutschen Vaterland seine Tatsächlichkeit ganz anders erlebten, als die in der Front oder wir an der Grenze. Wer aber selbst in diesem Kampfe steht und jede kleinste Verbesserung seiner menschlichen Lage nur mit hundert Mühseligkeiten erkämpfen muß, der versteht überhaupt nicht mehr, wie man in diesen Dingen neutral sein will. Wenn unsere Neutralität in Wahrheit nichts anderes bedeutet, als „das interessiert uns nicht“, dann ist es nur allzu berechtigt, wenn unsere Jungen in den Fabriken mit spätestens 18 Jahren unserem Bund den Rücken kehren, weil er ihnen in einer der allerwichtigsten Lebensäußerungen fremd bleibt, nämlich in ihrem Erwerbaleben und in ihrem Beruf. Was wir ihnen in den drei bis vier Stunden des Abends als Gruppe bieten, ist ihnen keine Kräftigung, die ihnen für die 48 Stunden ihrer Berufstätigkeit wirklich von Bedeutung sein könnte. Für den proletarischen Jugendlichen ist die politische Tätigkeit durchweg deshalb zu einer Lebensnotwendigkeit geworden, weil er aus seinem augenblicklichen Berufslebens keinen anderen Ausweg sieht. Wer einmal über die Berufsauffassung innerhalb unserer Arbeiterjugend nachgefragt hat, wird zugeben müssen, daß von einer sittlichen Würdigung des Berufes nur noch in Einzelfällen geredet werden kann, und muß wohl auch eingestehen, daß weit über das Proletariat hinaus eine Wertung des Berufes nach sittlichen Grundsätzen im Schwinden ist. Nun ist gerade diese

Verunsot von vielen als durch die wirtschaftspolitische Lage bedingt angesehen. Die rationalisierte Wirtschaft, die im Dienste des Kapitalismus steht, hat nach Auffassung des größten Teils des Proletariats alle Berufsfreudigkeit zerstört, und der Staat, der auch heute noch, selbst bei sozialistischer Regierung, durchaus nicht als arbeiterfreundlich angesehen wird, trägt sein gut Teil Schuld an der Zerstörung der Arbeitsfreudigkeit nach Ansicht vieler Arbeiter. So heißt es für den proletarischen Menschen (und nicht nur für ihn allein), die seelische Bedrücktheit, in die er durch seinen freudlosen Beruf gekommen ist, dadurch zu beseitigen, daß die Macht im Staate in der Tat vom Volk ausgeht, vom Volk in seiner Gesamtheit, nicht von der Klasse, und ganz sicher nicht von einer einzelnen Gruppe. Welche Bedeutung die Klasse in der Gedankenwelt des Proletariats dabei spielt, kann hier unberücksichtigt bleiben; wir stellen nur fest, daß innerhalb des kommunistischen und des sozialistischen Proletariats die Rettung in allererster Linie von der politischen Arbeit des Einzelnen wie der gesamten Klasse erwartet wird.

Innerhalb des Bürgertums ist die Stellung zur Politik wesentlich anders. Der Glaube an die Sieghaftigkeit des politischen Handelns beherrscht den bürgerlichen nicht entfernt so wie den proletarischen Menschen. Der bürgerliche Mensch sieht in der Politik ein Lebensgebiet seines Lebens, der eine interessiert sich für Kunst, Musik, und der andere reitet vielleicht ein politisches Steckenpferd. Der Bürgerliche ereifert sich auch für seine Partei, aber eigentlich nur in den Zeiten kurz vor der Wahl oder bei einmal ganz besonderen Anlässen. Wo ist z. B. aber im Bürgertum etwas ähnliches an geschlossenem und kampfbereiter Wählerschaft wie im Proletariat? Man muß schon sagen, das Bürgertum hat auch heute nach dem Krieg und nach der Revolution noch keine eigentliche wirkliche politische Idee, sie lebt von dem Gut und den Traditionen, das die bürgerliche politische Bewegung des vorigen Jahrhunderts ihr vermachte hat.

Wir im Bund stehen zwischen beiden Lagern, sind bürgerlich-proletarisch und tragen damit selbst in unserem Kreis ein Stück unseres völkischen Schicksals der Zerrissenheit und der Spaltung. Wir verstehen zum großen Teil überhaupt nicht, wie sich jemand von dem politischen Leben so erfüllen lassen kann, wie die Jungsozialisten oder die S.U. oder K.U. Wir werden das auch nie verstehen lernen, wenn wir nicht eben selbst in irgendeiner Form teilhaben an dem Schicksal, das unsere proletarische Jugend ereilt hat. Wer nicht weiß, was es heißt, jeden und jeden Tag an der gleichen Arbeit zu stehen, schließlich nur mit dem Gedanken, wie komme ich mit meinem Lohn durch, der kann nicht ermessen, wie stark der Drang nach einer Veränderung der Machtverhältnisse innerhalb der Arbeiterschaft sein muß. Aber auch der, der meint zu ahnen, welche seelischen Kräfte hier einfach zur Betätigung drängen, wird nicht ohne weiteres in die politische Arbeit des Proletariats eingreifen können, wenn er nicht Gefahr laufen will, vorgeitig in ein Werdenes einzugreifen. Wir können vom Evangelium aus kein politisches Programm entwerfen und haben als evangelische Jugend kein einseitliches politisches Ziel. Die Luft, die selbst durch unseren Bund geht, macht es uns nicht möglich, daß wir uns über Fragen, wie Pazifismus, Völkerbund, einigen, und so können wir auch keine Einigung erzielen in der Frage, wie wir selbst im Klassenkampf zu stehen haben. Wir können hier nicht rufen: Die Waffen nieder! Vereinigt Euch! weil um der Wahrheit willen vielleicht noch weiter gekämpft werden muß, ja, wir können es selbst in

der Gesamtheit der Kirche nicht sagen, weil es hier gar keine Neutralität geben kann, die nicht selber wieder schon ein Parteitertreuen wäre. Durch alles Zum-Frieden-Neben wird in diesem Kampf gerade der gestärkt, der in diesem Augenblick der Sieger ist; und abgesehen auch davon: wer von uns waagt es zu sagen, er sei wirklich in diesem Kampfe neutral, wer von uns steht heute nicht mehr auf der einen, morgen mehr auf der anderen Seite, weil seine Ideale und oft auch seine recht unidealen Ziele es einfach verlangen? Solches Paktieren ist nicht neutral und sicherlich nicht evangelisch. Evangelisch ist allein die Haltung, durch die das Evangelium verkündet wird; aber unsere Not ist nun gerade die, daß wir von uns aus nicht einfach das Evangelium verkünden können, denn wir haben ja gerade nicht die Lösung in der Hand, können nicht sagen, das und das muß jetzt getan werden. Wo unsere evangelische Kirche in den letzten Jahren irgend etwas als evangelische Botschaft verkündete, da hat sich sofort innerhalb der Kirche der Widerspruch erhoben: Dürft Ihr das im Namen des Evangeliums sagen, oder hat das Evangelium uns nicht mehr zu sagen? Weil wir von uns aus einfach keine Antwort haben, sollen wir uns hüten, vorschnell eine Antwort geben zu wollen. Die evangelische Haltung kann nur eine wartende Haltung sein, nicht in dem Sinne einer kühlen Zurückhaltung, sondern ein Warten auf die Antwort, die uns aus dem Evangelium werden muß, wenn es überhaupt noch eine Kraft für uns sein soll. Daß diese Antwort uns gegeben wird, ist unser Glaube. Weil wir Gottes Wort an uns ergangen wissen, darum warten wir auf das erlösende Wort, das er uns geben muß. Es kann sein, daß wir alle Unaufrichtigkeit und alle Sündhaftigkeit dieser Partei mit auf uns nehmen müssen aus Gehorsam, auch das kann Kreuztragen sein. Es ist auch möglich, daß wir aus solchem Gehorsam überhaupt auf die politische Arbeit verzichten müssen; und auch die Kirche bewahrt nur dann ihre evangelische Haltung, wenn sie aus Gehorsam gegen Gott spricht. Auf keinen Fall dürfen wir irgendeine Partei mit der Botschaft Gottes verwechseln, ob wir links oder rechts stehen; wir stehen alle unter dem gleichen Urteil und sind um unserer politischen Tätigkeit oder Neutralität willen, nicht besser und nicht schlechter im Sinne des Evangeliums, sondern ermangeln alle des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Ich sehe für uns als evangelische Menschen keine andere Möglichkeit, als daß wir auch unser politisches Leben unter das Evangelium stellen müssen, d. h. unter Gottes Gericht und Gottes Verheißung. Damit ist gesagt, daß das Entscheidende für uns niemals auf Grund unseres politischen Tuns sich ereignen wird, und daß es sich doch nicht ereignet, wenn wir nicht selbst handeln. Wir kommen aus unserer Notlage nicht heraus, wenn wir nicht versuchen, sie von uns zu überwinden, und doch wissen wir, daß diese Überwindung letztlich nicht abhängt von uns, sondern von der Verheißung. Was das praktisch bedeutet, will ich kurz noch andeuten.

Zunächst ist es selbstverständlich, daß für uns alles Beschimpfen des politischen Gegners aufhört. Wir achten auch in dem Menschen, dessen politisches Denken und Handeln wir nicht verstehen und kaum billigen können, doch den Menschen, der mit seinem Tun auch einer ist, den Gott an seine Arbeit gestellt hat oder an seiner Arbeit erhält. Damit würde schon insofern viel gewonnen, als die politische Luft dadurch entgiftet würde. Aber das Entscheidende ist mir dies: daß wir in den Fragen der Politik die Oberflächlichkeit aufgeben. Ein einfaches Ablehnen des Sozialismus oder des Kommunismus oder der völkischen Bewegung ohne Begründung ernsthafter Art ist für uns dann nicht

mehr möglich. Denn wir werden selbst gefragt, was wir im Vergleich zu diesen Kreisen getan haben, ob wir nicht selbst mit Schuld daran tragen, daß eine Bewegung um sich greift, deren Ziel uns völlig fremd ist, z. B. ob nicht die große Entfremdung der Arbeiterschaft von der Kirche auch unsere Schuld, oder das Anwachsen des Kommunismus nicht auch eine Anklage gegen die sozialistische und bürgerliche Umwelt ist und ähnliches. Es genügt nicht, daß wir heute für sozialen Fortschritt und sozialen Frieden, oder für Völkerverständnis und Versöhnung eintreten; man muß uns vielmehr anmerken, daß wir um den ganzen Ernst der Lage wissen, und ganz besonders dann muß man uns diesen Ernst abspüren, wenn wir irgendwie in der Polemik gegen andere stehen. Heute erfolgt unsere Absage an die politischen Richtungen oft, ohne daß man uns anmerkt, daß wir die ganze Ernsthaftigkeit der Frage erkannt haben. Wir sagen so leicht, Sozialismus oder Pazifismus sei eine Utopie. Man glaubt uns das einfach nicht, weil wir noch gar nicht die Kraft, die in beiden Bewegungen steckt, in ihrer ganzen Tiefe und Stärke kennen gelernt haben. Wir reden so gerne davon, daß all die politischen Hochziele zerbrechen müssen, aber uns selbst sind sie noch nie so zerbrochen, daß die anderen merkten, hier spricht jemand aus innerster Notwendigkeit heraus. Erst dann, wenn wir den Glauben an die politische Macht ganz ernst genommen haben und ihn dann entweder annehmen oder ablehnen, wird es deutlich, daß unsere evangelische Haltung Sinn hat, daß sie zur Besinnung mahnt. Wir sind dann außer mitten im Streit, die von der Zukunft, die hinter dem Kampf liegt, künden; nicht abwartend wie ein kluger, allwissender Beobachter. Es ist der Ruf eines Propheten, der warnen muß, ob er will oder nicht, dessen Auftrag in der Welt es ist, den Ruf Gottes kund zu tun. Das alles kann man nicht machen, und niemand von uns kann sich selbst in diese Stellung hineindrängen; aber es ist ein Dienst, der von uns dann getan werden muß, wenn das Evangelium die Macht ist, die uns verbindet. Es ist nicht notwendig, daß wir laut auf den Gassen und Straßen unseren Ruf verkünden, sondern da, wo wir hingestellt sind, in unserem ganz persönlichen Lebenskreis, haben wir zu tun, was uns aufgetragen wird, haben wir davon zu künden, daß wir eine evangelische Jugend sind.

Bund und Politik.

In den lebhaften und gründlichen Aussprachen betonte Wilhelm Stählin den Sinn des Evangeliums als Erschütterung einseitiger Parteibindung; er wehrte sich gegen den Mißbrauch des Evangeliums, wie er in den deutsch-nationalen Wahlflugblättern zum Ausdruck kam — ein Zeugnis einer gänzlich unerschütterten Parteibindung; Evangelium als Besiß, statt als richtende Wahrheit.

Kauterberg: Nicht nach evangelisch fragen, sondern dem barmherzigen Samariter gleich auf die Seite des Proletariats treten.

Donndorf betont Selbstverständlichkeit der politischen Neutralität, Verantwortung und Solidarität mit der proletarischen Bewegung.

Hier folgt der Beitrag **Hermann Schaffts** zu dieser Aussprache:

Ist es richtig, daß es so selbstverständlich ist, daß wir politisch neutral sind? Es scheint mir nötig, daß wir neu erkennen, warum wir das sind und es für uns nicht als Bund Aufgabe sein kann, zu einer gemeinsamen parteipolitischen Kampfabhaltung zu kommen. Wir dürfen nur dann auf solche Entscheidung zu unmittelbarer politischer gemeinsamer Aktion verzichten, wenn wir damit etwas Unaufgebbares und entscheidend Wichtiges preisgeben würden. Sonst würde das Neutralitätsbekenntnis eine weltfremde Flucht sein können, in Feigheit und Stumpfsinn begründet, und Religion würde Opium sein auch für unseren Bund und sein Leben. Der Bund hat immer wieder in Magdeburg und auch

sonst in der praktischen Gestalt seiner Tagungen in dem Abhalten von Gottesdiensten seine religiöse Grundlage zum Ausdruck gebracht. Wenn wir nicht wüßten, warum wir das tun, dann sollten wir das lieber alles abschaffen. Ich hoffe aber, daß es so ist, daß wir hier in dieser Form eine unaufgebbare Wahrheit sehen, die für unser gesamtes Leben und Tun von entscheidender Bedeutung ist. Mit unserer religiösen Grundlage ist die Erkenntnis gegeben, daß unser Leben von einer letzten Wirklichkeit gefordert ist, die über uns in unserem Bewußtsein Macht hat, einer Wirklichkeit, vor der wir nicht als fertige, besigende und reiche Menschen stehen, sondern mit allen Menschen verbunden in der Solidarität gleicher Kümmerlichkeit und Mangelhaftigkeit. Das gilt auch von unseren Programmen und Ideen, von denen keins Unfehlbarkeitsanspruch machen darf, sondern die uns dazu als Hilfsmittel gegeben sind, um Schritt für Schritt vorwärtszugehen, aber so, daß wir in jedem Augenblick bereit sind, mit andern, die mit anderen Worten und auf anderen Wegen ihrerseits gehen, in brüderlichem Gespräch gemeinsam zu suchen. Die Bindung an die lebendige Wahrheit muß uns vor Erstarrung und Selbstgerechtigkeit vor jedem Programmzweck dienen bewahren und muß uns die Augen offenhalten, daß dasselbe innere Leben auch in andern mächtig ist, die nicht zu unserem Kreis gehören. Die Erkenntnis unseres eigenen Versagens und unserer Untreue und der Erfahrung, daß wir trotzdem immer wieder neu zum Kämpfen und Dienst gerufen werden, muß uns bereit machen zu Geduld und zur Treue auch denen gegenüber, an denen wir vielleicht Abfall und Untreue sehen. Das ist der eine unaufgebbare Grundzug, den ein religiös bestimmtes Bundesleben tragen muß, dieses Verbundensein in einer Wirklichkeit, die größer ist als wir, und die uns vor enger Erstarrung bewahren will, und dazu rufen, daß wir jedem uns begegnenden Menschen Nächster sein können und Geduld und Vergebung tunen.

Es ist uns aber auch mit der religiösen Grundlage unseres Bundes ein offenbarer Hinweis auf den Sinn des Lebens und sein innerstes Gesetz gegeben. In Magdeburg hat das den Bund unmittelbar verbunden, daß er im Geiste Jesu eine Erneuerung des Volks- und Völkerebens erhofft. Wir sind davon durchdrungen, daß uns hier die Kraft und die Lebensrichtung begegnet, durch die alle Lebensgebiete ihre Erneuerung erfahren müssen, daß wir dadurch gerufen werden, uns als Glieder eines Leibes zu fühlen, in dem die Starken die Schwachen nicht ausbeuten und unterdrücken, sondern aufrichten und befeihen.

Weil diese entscheidenden Hinweise uns durch die religiöse Grundlage immer neu gegeben werden und weil in unserer Zeit die Gefahr besteht, daß sich Menschen, die ihrer tiefsten Lebensrichtung nach zusammengehören, um ihrer Programme und Formeln willen streiten, ist uns diese Bundesgrundlage unentbehrlich. Es war in der Jugendbewegung ursprünglich so, daß man über alle verschiedenen Zeichen und Worte hinweg den großen einheitlichen Lebenswillen spürte, der im Nationalsozialismus vielleicht ebenso wie im Kommunismus und in allen andern als letzter Wille lebte: die Hoffnung auf eine neue bessere Welt, in der man ehrfürchtig und brüderlich verbunden sein würde. Wir wissen, wie sehr diese ursprüngliche Einheit durch die Erstarrung und Vereinzeln der Gruppen zerstört ist, und darin liegt die schicksalgebende Aufgabe unseres Bundes, durch den Hinweis auf die tiefer als Programme und Formeln liegenden Lebenskräfte und Ziele Bränden schlagen zu helfen zwischen den getrennten Lagern.

Der Bund ist uns wesentlich, und wir sind dann nicht nur Zufalls-Wer, wenn wir uns darüber klar sind, daß wir im gesellschaftlichen Leben solch einen Ort brauchen, an dem wir zur Umkehr und Entzehr, zur Erkenntnis der Vorläufigkeit und Bedingtheit unseres Standpunktes geführt werden, an dem wir aufgefordert werden, uns der lebendigen Wahrheit hinzugeben; daß wir einen Ort brauchen, in dem uns dann auch der letzte Lebenssinn neu aufleuchtet und wir zu einem durch ihn bestimmten Kampf gerufen werden. Wir brauchen im gesellschaftlichen Leben eine Stätte der „innersten Revolution“, von der aus dann die Kräfte der Erneuerung ins gesamte Leben einströmen können. Eigentlich sollte im Volkleben die Kirche diese Stätte sein, und es gehört zu unserer Verantwortung, für eine so ihrer Aufgabe dienende Kirche uns einzusetzen. Für uns ist zunächst der Bund dieser Ort, an dem wir etwas von der Gemeinde spüren, die natürlich nicht durch unseren Bund begrenzt ist, sondern auf die wir überall auch außerhalb unserer Reihen stoßen.

Es besteht vielleicht in unserem Bund, daß wir, obschon wir unsere Gottesdienste halten, diese unsere religiöse Grundlage mit einer gewissen Verlogenheit verdecken. Damit ist nichts gewonnen. Wir sollten vielleicht lieber weniger Gottesdienste halten, aber mit klarem Bewußtsein uns auf die mit der religiösen Grundlage des Bundes uns angebotene Kraft und die mit ihr uns aufgetragene Aufgabe uns entschlossen bestimmen. Wir sind zu einem großen und zähen Kampf gerufen, und gerade für die Älteren des Bundes

ist das die entscheidende Frage, ob wir zu einer aktiven, tätigen, verantwortlichen Kampfarbeit in bezug auf die Gestaltung unseres Gegenwartlebens kommen. Es ist höchst erfreulich, daß mit so bestimmter Klarheit von allen Seiten die passive Neutralität gegenüber den politischen Dingen abgelehnt worden ist. Es ist nicht möglich, vom Bunde zu fordern, daß sich alle in gleicher Weise politisch entscheiden, aber es ist allerdings uns Aelteren aufgegeben, daß jeder seine Verantwortung in bezug auf diese Dinge spürt und seinerseits zu einer Entscheidung kommt. Es wird dann die Aufgabe gerade der älteren Kreise sein, einmal sich um wirkliche sachliche Kenntnisse um die Gestaltungsfragen des öffentlichen Lebens zu mühen, dilettantisch politisches Geschwätz durch eindringende Sachkenntnis abzulösen, und es wird weiter unsere Aufgabe sein, dann innerhalb unseres Kreises in einer Form über diese Fragen Austausch zu haben, bei der die Sache im Vordergrund steht und bei der der eine oder andere nicht von vornherein um seines abweichenden Standpunktes willen gering geachtet wird. Es ist zweifellos, daß wir durch die religiöse Grundlage unseres Bundes in besonderer Weise mit der proletarischen Bewegung innerlich verknüpft sind, daß für viele von uns das auch eine parteipolitische Entscheidung bedeutet. Ich würde es aber außerordentlich bedauern, wenn solche Entscheidung mit einer Trennung vom Bunde verbunden wäre. Es sollte im Gegenteil uns gerade wichtig sein, dann, wenn wir in solcher politischen Solidarität mit anderen zusammen kämpfen, im Bunde den Ort zu haben, der uns vor Erstarrung und Enge bewahrt und uns die Möglichkeit des Gesprächs und des Austausches mit Menschen gibt, die in gleichem Ernst und im gleichem Geiste von einem anderen Ort aus um die Erneuerung des Lebens kämpfen.

Srauentum im Volk.

Matilde Kobrbaeh.

Daß wir uns in der Frühe dieses ersten Tages gleich nach der Morgenfeier in diesem Kreise zusammensind, soll eine Mahnung und Bestätigung dafür sein, uns wichtig und notwendig es uns erscheint, daß wir Mädchen und Frauen unsere besonderen Aufgaben klar erkennen, die uns aus dem Volksleben heute erwachsen. So stellen wir auch diese Stunde unter das Thema unserer Tagung: „Jugend und Volk“.

Wir sind hier zusammengelommen als die älteren Mädchen und Frauen des Bundes, als solche, die besondere Verantwortung spüren, als Menschen, die wissen um soviel Not und Schwierigkeiten unseres heutigen Bundes- und Volkslebens. So manches hat sich da geändert! Wir haben heute nicht mehr so ohne weiteres den leichten frohen Schwung der Jugendbewegung und Jugendbegeisterung von früher. Um uns herum in der gesamten Jugendbewegung ist es stiller, nüchterner geworden. Überall soviel Jaghaftigkeit, soviel Unzulänglichkeit, soviel Not und Schwierigkeiten, die Tausende stumpf und müde gemacht oder mit begrifflicher Bitterkeit und Enttäuschungen aller Art und ernstester Ablehnung sich abwenden läßt; überall soviel Zerfegung, Gleichgültigkeit und Laueheit dem Leben gegenüber! Stumpfer Sinnengenuß und Taumel innerer verzweifelter Lust zehren überall an unserem Volke, und tausend Gefahren bringen viele, auch einen großen Teil unserer Jugend, mehr und mehr auf abschüssige Wege. Es hilft nichts, zu meinen, bei uns sei das nicht so.

Heute gilt es, dem, was da geschieht und sich mehr und mehr breit machen will in unserem Volke, entgegenzutreten klaren Auges und starken Herzens. Es gilt Dämme zu bauen, um abzuwehren; es gilt Brücken zu schlagen, um zueinander zu kommen; es gilt in die Tiefe zu gehen, um sich und andere besser zu verstehen; es gilt sich Kenntnisse zu erwerben, um den Anforderungen und Aufgaben, die heute an uns gestellt sind, gerecht zu werden; es gilt offen auszusprechen, was gesagt werden muß; es gilt nicht hier und da aus einem

dunklen Gefühl heraus noch „mitzumachen“, sondern es geht um Einsatz gesunder, stärkster Kräfte; es gilt sich klar zu werden über die Mächte, die heute am Wert sind und unter deren Gewalt wir alle stehen; es gilt sich gemeinsam zu besinnen auf die Kräfte, aus denen wahres Leben allein sich entfalten und gestalten kann; es gilt sich gemeinsam der Aufgaben bewußt zu werden, die heute zu leisten sind.

Was sind das nun für Mächte, die heute am Werte, und was sind es für Kräfte, die so nötig sind, und was sind es für Aufgaben, die vor allem von uns gelöst sein wollen?

Unser deutsches Volk steht noch immer unter dem Zeichen der Not. Wo aber liegt heute seine tiefste Not? Nicht auf politischem Gebiet, wo ganz gewiß noch immer Parteihader und -haß und Machtgier die Gemüter erregt und die Menschen entzweit; nicht auf wirtschaftlichem Gebiet, wo soviel Elend und Bedrängnis und wirtschaftliche Gebundenheit der Entfaltung gesunden Lebens im Wege steht; nicht auf kulturellem oder kirchlichem Gebiet; was da fehlt, könnte ein Volk, das sich seine Seele erhalten hat, dessen innerste Kräfte gesund und rein geblieben, überwinden und wieder einholen. Da aber liegt der wundeste Punkt: die Seele unseres Volkes ist krank geworden. Das Leid und die Not sitzt mitten in ihm. Diese niederreißenden Mächte stehen nicht draußen, sie sind viel stärker in uns drinnen, und erschreckend ist die Tatsache, daß dies alles auf einem Gebiet mehr sittlicher und seelischer Art liegt, auf einem Gebiet, das das eigentliche Wirkungsfeld der Frau sein sollte. „Alles Sein der Frau, alle ihre Tätigkeit muß auf Grund ewiger Naturgesetze in erster Linie auf die Innenseite der Welt hinstreben, nach dem Mittelpunkt, nach dem Urgrund zu. Träger des Lebens, Hüterin und Pflegerin alles Werdenden und Wachsenden sein, deren stärkste und tiefste Kraft darin liegt, die Quellen des Lebens zu schützen, sie gesund und rein zu halten,“ so umschreibt unser Bundesfreund Ludwig Zeitmann die besonderen Aufgaben der Frau; diese Aufgabe sollte richtunggebend und beherrschend für das ganze Leben der Frau sein.

Aber wie steht es mit dieser lebengebenden und -weckenden und -pflegenden Kraft, die die Tiefen des Lebens schützt? Wo sind diese starken, sicheren, inneren Kräfte heute? Gewiß, sie sind noch vorhanden und auch wirksam. Wir wissen um sie und wissen auch, daß wir in unserem Bund uns zusammenschlossen, um gerade diese Kräfte stärken und pflegen zu können; aber wie unsicher und ängstlich sind wir doch heute oft, besonders dem „modernen Leben“ gegenüber! — Gewiß haben wir Mädchen und Frauen es heute nicht leicht. Die wirtschaftlichen und soziologischen inneren und äußeren Umgestaltungen und Verschiebungen unserer Zeit haben gerade für die weibliche Jugend völlig neue Verhältnisse geschaffen. Wir haben heute eine weibliche Jugend, die mit der vor dem Kriege kaum noch zu vergleichen ist; und die von der Lebensform ihrer Mütter nicht eine Generation, sondern eine Welt zu trennen scheint. Mit den alten Rüstungen richten wir heute nicht mehr viel aus. Alte Werte sind zerstört, neue noch zu unsicher, als daß sie den jungen Menschen schon Schutz und Verständnis gewähren könnten. Geschlossene Einheiten, feste, sichere Grundlagen, die in der Entwicklung des Mädchens eine große Rolle spielen, sind aufgelöst. Wir wissen, wie es um „Familie“, „Volk“, „Ebe“ — um so manche Lebensgemeinschaft — heute steht! Und das Unheimliche ist, daß in tausend und abertausend feinen und feinsten Kanälen, kaum daß wir es merken, heute vieles in unser Volk

hereingeleitet wird, was mehr noch auflöst und seine Seele vergiftet. Dieses Gift wird heute hinein-gelacht, -getanzt, -gespielt, -gesungen und -gesilmt. Vieles könnten wir beobachten, wenn wir offene Augen und Ohren hätten. Denken wir an unsere modernen Lieder und Schlager! Wir — und mit uns viele andere — singen ihre Worte gewiß nicht, aber wir tanzen vielleicht nach ihren Melodien, und auch so tragen wir den Schmutz leicht in unsere Seelen; oder achten wir auf die Filme! Gewiß gehen wir nicht ins Kino, wenn solche Stücke gegeben werden; aber auch die Titel allein haben ihre Wirkung auf den Einzelnen und das Ganze. Oder haben wir acht auf das, was heute über unsere Bühnen geht oder was sich in unserer modernen Malerei oft dem Auge zeigt oder was sich in unserem Schrifttum mehr und mehr breit macht? Dies alles liegt oft auf einem Gebiet gebrochener Sitten, gebrochener Sittlichkeit! Hier gilt es zusammenzustehen, zu beweisen, daß das gegen unser gesundes Empfinden, gegen unsere Ueberzeugung geht. Freilich haben wir uns heute schon viel zu sehr an die Verzerrungen des Lebens gewöhnt. Eine erste Forderung der Stunde an uns ist deshalb, uns selbst und mehr und mehr zuvertrauten Jugend den Instinkt zu erhalten, das Leben in seinen gesunden und ungesunden Auswirkungen zu erkennen, das Gefährliche und Unheilvolle, das in unserer Zeit liegt, zu sehen. Bei allem, was wir heute wollen und erstreben und unternehmen, muß eine i n n e r e W a c h s a m k e i t und Lebendigkeit die Grundlage bilden. Und deshalb gilt es auch für uns Frauen und Mädchen mehr denn je, in unsere so nüchtern gewordene Zeit Ideale, Wahrheiten, Grundsätze, Ziele zu setzen, die uns leuchten und uns einen Weg zeigen aus der Tiefe.

Aber ist es denn überhaupt nötig, in unserem Kreis von I d e a l e n zu reden, von der Notwendigkeit, Ideale zu haben; ist es nicht eine Selbstverständlichkeit, daß unser Bund „*Ideale*“ hat und wir sie dann auch haben? — Heute gilt es nicht nur Ideale zu haben, sondern sie zu leben. Und wir Mädchen und Frauen haben die besondere Aufgabe, sie zu leben. Deshalb rede ich heute davon, weil ich uns, besonders uns Älteren, in einer bestimmten Gefahr sehe. Der Wunsch, sich heute mit der Wirklichkeit so wie sie ist, auseinanderzusetzen, ist auch in unseren Reihen immer größer geworden und mehr und mehr zu spüren. Die Frage nach unserer Stellung zur und unserm Eingeben in die heutige Gesellschaft hängt damit zusammen. Man will nicht mehr abseitsstehen, nicht, wie einst die „idealistische“ Jugendbewegung, um ihre Ideale leben zu können, sich aus dem Ganzen herausleben, sondern will zum Ganzen, so wie es ist, hin. Und da liegt eben für uns eine Gefahr, die wir sehen wollen. Dieser Drang und Wunsch zur Wirklichkeit hin ist ganz gewiß auch bei uns richtig und gut und notwendig. Nur dürfen wir das Beste dabei nicht vergessen, daß wir nämlich unsere Ideale und die damit verbundene Einstellung mit hineinnehmen in diese Wirklichkeit. Heute heißt es nicht „Rückkehr zur Großstadt“, wie man oft genug in unseren Kreisen hören kann, sondern „Eroberung der Großstadt“ mit dem, was unser ist und war! Das ist gewiß nicht leicht. Wo ist in unserer selbstsüchtigen Zeit noch Platz für Ideale? Wie abgegriffen, inhaltsleer, ja verdächtig ist auch hier alles geworden, und wir selbst sind heute meist zu ängstlich, inmitten all des anderen davon zu reden und damit hervorzutreten. Es ist schon so: nicht nur die Ideale selbst sind uns verlorengegangen, sondern, was noch viel schlimmer ist, auch der Glaube daran. So hat sich unser Volk vielfach diese wirkliche Stütze lebendigen, vorwärtsdrängenden Lebens rauben lassen. Wir aber wollen und dürfen uns hier nichts

nehmen lassen; denn wenn diese Stützen fehlen, dann bleibt sehr oft als Letztes die triebhafte Auswirkung des Menschen, die Herabwürdigung zum Tier, die brutale Selbstsucht und die Lebenshaltung, die mit solcher Lebensauffassung verbunden ist, und die wir heute allenthalben so in den Vordergrund gezerrt sehen. Solcher Welt steht dann der junge Mensch meist rat- und fassunglos und machtlos gegenüber, und darum gilt es, Ideale zu schaffen und hochzuhalten. Nicht darauf kommt es an, alles, was uns an Raubem und Schwerem entgegentritt, zu idealisieren, sondern all das Schwere in der Blickrichtung der Ideale auf uns zu nehmen, sie wirklich inmitten des andern stark und sicher zu leben, jeder einzelne an seiner Stelle.

Und was sind das nun für Ideale? — Da ist 1. der Grundzug echter Jugend, die Sehnsucht nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit! Wahrheit und Wahrhaftigkeit in allem, was um uns herum geschieht. Echtheit in der eigenen Lebensführung. Echtheit und Wahrhaftigkeit in allem Reden, Denken und Handeln. Wir sind in der Gefahr, hier manches zu verlieren und dürfen uns deshalb von dem „Lebensstil“, den sich einst die Jugendbewegung geschaffen und dessen besondere Merkmale Einfachheit, Schlichtheit, Echtheit und gesunde Natürlichkeit waren, nach dieser Seite nichts, aber auch gar nichts nehmen lassen. — Hier heißt es besonders fein unterscheiden lernen!

2. Der Wert des Schönen, der der Jugend ohne weiteres Halt und Stütze und Festigkeit geben kann, und der gerade in unserer Zeit noch sehr viel mehr gesucht werden muß. Schon der Anblick des Schönen adelt den Menschen, aber auch hier wieder keine erlogene Schönheit!

3. Der Wert des Sittlichen. Tief ist unser sittliches Leben und Denken heute gesunken! Wie wird gerade daraus immer größeres Elend geboren, nicht nur in der Stadt, sondern auch in erschreckender Deutlichkeit im einfachen, schlichten Leben des Dorfes! Die sittliche Gefährdung ist heute ganz gewiß die allerschlimmste Gefahr. — Hier müssen wir den ganz starken Willen aufbringen, klarere, gesündere Wege zu suchen und zu gehen. Hier ganz besonders dürfen wir nichts gleichgültig geschehen lassen, nicht unbeteiligt daneben stehen oder gar überlegen den Blick abwenden. Es gibt keine Lösung, auch aus den übrigen Nöten der Zeit herauszukommen, oder besser damit fertig zu werden, ohne „Ehrfurcht vor den Menschen“, ohne „Ehrfurcht vor dem Leben in seiner Gesamtheit“. Und das muß durch uns Frauen wieder mit ganzer Kraft durchbrechen! Das setzt aber voraus, daß man es in Fragen sittlichen Lebens ganz ernst nimmt.

Und da ist als höchstes Ideal: 4. der Wert des Heiligen, der allem echten Jugendleben und Jugendstreben sein besonderes Gepräge gibt. Und wie nötig ist gerade die Betonung dieses Wertes, sein klares sicheres Bekennen in unserer oft so unheiligen Zeit! Laßt uns da doch ganz besonders nichts vernachlässigen! Wenn es unsere besondere Aufgabe ist: das Leben in seinen Tiefen, vom Urgrund her zu tragen, dann ist's auch unsere besondere Aufgabe, Verbindung zu halten mit dem Ewigen; da schulden wir unendlich viel den Jungen, den Männern, dem ganzen Volk! Wie einst die Frauen der alten Germanen um die Geheimnisse der Erde und der Gestirne wußten und sie Männern und Söhnen übermittelten, wie sie die Heiligtümer des Volkes durch die Geschlechter trugen, so müssen auch wir wieder lernen, die Kräfte zu empfangen und weiterzugeben, die von Gott kommen und zu ihm hinführen. —

In diesen vier Idealen, die ich flüchtig nur nannte, wäre unserem Wollen und Streben und unseren besonderen Aufgaben eigentlich schon Weg, Richtung und Ziel gegeben, nur heißt es mit solcher Willenseinstellung auch an die besonderen Gefahrenklippen, die allen heute drohen, heranzutreten. Dann erst wird es sich zeigen, ob wir die Kraft haben, Ideale wirklich zu leben und in dieser Wirklichkeit zu stehen! — Im Kleinsten wie im größten Lebenskreis sind wir Frauen heute vor schwerste Lebensentscheidungen gestellt; und es muß uns immer tiefer zum Bewußtsein kommen, daß die Gegenwart schon die Zukunft in sich trägt, daß der Augenblick zugleich Ewigkeit ist, daß also jede gegenwärtige Entscheidung die Zukunft einer kommenden Generation mitbestimmt. Zu solchen Entscheidungen fehlen uns heute aber oft alle Voraussetzungen. — An diesen vier Idealbildern aber können wir uns immer, in jeder Lebenslage, ausrichten. Sie sind wie feste Grundpfeiler, unverrückbar und sicher, — die uns Halt und Wegweisung geben. — Und das ist ja doch, was unserer gesamten weiblichen Jugendarbeit, ja der ganzen Frauenarbeit unserer Tage, so sehr fehlt: es müssen neue tiefste, gemeinsame Grundlagen gegeben werden, aus denen heraus in größter Gemeinsamkeit gelebt und gehandelt wird. —

Da es sich immer wieder bei weiblicher Jugendführung um geschlossene Lebenskreise und Lebensräume handelt, liegen die Aufgaben, die wir deshalb auch vielmehr noch in den Mittelpunkt unserer Bundesarbeit stellen sollten, hauptsächlich auf drei Gebieten:

1. im Aufbau der neuen Familie;
2. in einer vertieften Auffassung des Arbeits- und Berufslebens der Frau;
3. in einer viel größeren Verantwortlichkeit dem Volks- und Staatsleben gegenüber.

1. Im Aufbau der neuen Familie! Ich sage ausdrücklich der neuen Familie. Wir wissen, wie es heute um „Familie“ und „Familienleben“ steht?! Wieviel ist auch da aufgelöst und zerrissen und in den Schmutz gezogen! Wo heute vom Neuaufbau unseres Volkslebens die Rede ist, ertönt auch der Ruf: „Zurück zur Familie!“ Wir wollen diesen Ruf ganz ernst nehmen; denn ich glaube, daß er oft genug gedankenlos gebraucht wird. Wir wissen, daß es sich nicht nur darum handeln kann, daß wir uns wieder zurückziehen in engere, familiärere Kreise und Bindungen. Ich fürchte, daß bei den Bestrebungen, die Jugend wieder mehr dem Elternhaus zu „lassen“, manches übersehen wird! Ueberall stößt man heute, besonders mit den Eltern, auf diese Auseinandersetzung. Wie oft wird auch uns der Vorwurf gemacht, daß wir die Jugend viel zu sehr dem Elternhaus entziehen. Wir wollen uns der Verantwortung voll und ganz bewußt sein, daß wir bei allem, was wir tun, nicht vom Elternhaus wegführen, sondern hin zu ihm, aber so, daß da auch wirklich sich neue Kräfte bilden, zerrissene Familienfäden neu sich knüpfen und neue Grundlagen reinen Familienlebens (vielleicht erst in der Zukunft) wachsen können. Brennend müssen wir die Frage auf dem Herzen tragen: „Vernachlässigen wir auch zu Hause nichts; geben wir nicht besser hier und da etwas auf von unseren Zusammenkünften und Veranstaltungen, um zu Hause unseren Pflichten besser nachzukommen?“ Aber auch die andere Seite müssen wir sehen! Manche Vereinsleiter und -leiterinnen stehen auf dem Standpunkt: Ich halte nicht mehr als 1—2 Vereins- oder Gruppenabende, um die Jugend mög-

lichst dem Elternhaus zu lassen — Ich glaube nicht, daß wir damit wirklich weiterkommen, daß wir die Schwierigkeiten, die in dem ganzen Problem liegen, damit heben und dem Jugendlichen oder dem Elternhause oder beiden wirklich damit helfen. — Da, wo noch wirklich Familie vorhanden, muß natürlich unsere Jugendführung in erster Linie dorthin zurückleiten und unser ganzes Arbeiten in engerer Fühlung mit der Familie geschehen. Wenn aber nicht mehr Familie vorhanden oder möglich ist — und das ist heute weithin der Fall —, dann eben ist es nötig, daß wir das junge und anvertraute Mädchen in ein tiefer gegründetes Arbeits- und Berufsleben stellen, um dort zunächst starke Lebensfundamente zu schaffen, um ihm eine gewisse einheitliche „Geschlossenheit“ zu geben oder sie ihm schaffen zu helfen, es also

2. zu einer vertieften Auffassung des Arbeits- und Berufslebens der Frau zu führen. Nun wissen wir ja alle von den Schwierigkeiten unseres heutigen Berufslebens! Welche Möglichkeiten sind vorhanden, um aus der Arbeit der Frau wirklich einen „Beruf“ zu machen? Diese Fragen erfordern eingehendste und ernsteste Berücksichtigung und müßten deshalb ganz anders in das Prinzip weiblicher Jugendführung aufgenommen werden. — Wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze „Berufsfrage“ und „Berufslage“ des Mädchens eine ganz andere ist als die des Knaben. Wenn der Knabe für einen Beruf sich entschieden hat, weiß er, daß das etwas ist, was für sein ganzes Leben Bedeutung hat insofern, als es die feste Linie seines Lebens ist. Der Beruf ist dem Knaben die selbstverständige Form der Lebensgestaltung, ihr strebt er mit ganzem Ernst zu. Das Mädchen erfährt gerade in den Jahren, wo es sich den Verhältnissen entsprechend für einen Beruf entscheiden soll, von seinem Körper her die Gewißheit, daß sein eigentlicher Beruf in ihm liegt, und mit dieser Gewißheit öffnet sich für das Mädchen eine neue Welt, eine Fülle von Möglichkeiten, in denen es sich in diesen Jahren in keiner Weise zurechtzufinden vermag; und so hat es in dieser Zeit einen ständigen Kampf nach zwei Fronten hin durchzumachen. So kommt es auch, daß die andere „Berufstätigkeit“ weder von dem Mädchen selbst, noch von den Eltern als „Beruf“, als Lebensmittelpunkt betrachtet wird, sondern meist als Verdienstquelle und als die Gelegenheit, die eine gewisse Selbständigkeit und die Möglichkeit bietet, das Leben außerhalb des Berufes so zu gestalten, wie man möchte: also ein krasser Materialismus in der Berufsauffassung auf der einen Seite; auf der andern Seite müssen wir warnen vor Sentimentalitäten, daß wir in unseren Beruf zuviel hineinlegen möchten und zuviel von ihm erwarten. Wir können nicht das, was „Frausein“ und „Mütterlichkeit“ bedeutet, jedem Mädchen gleich in seinem Beruf geben. Hier gilt es, ganz anders mit unserem Jungvolk an einer neuen Berufseinstellung und Berufsauffassung, einem neuen Berufsethos zu arbeiten. Der Beruf ist etwas, was mich fordert, mich zwingt, mich einreißt ins Ganze, das meinem Leben auch dementsprechend wieder Richtung und Inhalt gibt. Wir sollten bei unserer Gruppenarbeit viel mehr den Stoff aus dem Arbeitsgebiet und Arbeitsleben unserer Mädchen nehmen, einmal weil auf eine gewisse „Lebensnähe“ bei dem Mädchen besonderer Wert gelegt werden muß; zum andern, weil hier, in diesem ständigen Dualismus, die allertiefsten und schwersten Nöte weiblicher Jugend liegen.

Wir wollen doch mit allem, was wir vornehmen, erreichen, daß es besser werde, daß wir weiterkommen. Ich denke da an mancherlei Mittel,

die unserer Jugendarbeit zur Verfügung stehen: Volkstanz, Laienspiel, Handfertigkeiten, Betrachtungen aller Art, Lektüre, Wandern, Gymnastik, auch Volkstanz usw. Warum kommen wir so oft mit alledem nicht weiter? Nicht daß wir unserer Jugend diese Sachgebiete näherbringen, genügt; nicht daß wir Menschen sind, die solches auch betreiben, gibt uns das Gepräge; nicht die Form entscheidet hier, sondern der Geist, der in dem allen lebendig ist. Darauf kommt es an, daß das alles nicht einzelnen isolierten Zwecken diene, sondern der Entfaltung und Steigerung aller Kraft im Dienste lebendiger Menschwerdung. Diesem Ziel muß alles noch viel mehr untergeordnet werden.

Nun ist ja die gebräuchlichste Formulierung des Erziehungszieles der weiblichen Jugend, „die verantwortungsbewußte Hausfrau“ und „Mutter“ zu schaffen! Wie oft wird diese Formulierung gebraucht, und wie wenig ist man sich oft bewußt, welche Aufgaben diese Worte in sich schließen. Hausfrau: Das erfordert praktische Ausbildung, Schulung, Erziehung zur Häuslichkeit im weitesten Sinn! Welche Fülle von Aufgaben liegt da für uns, Aufgaben praktischer Arbeit und Aufgaben des gemeinsamen Besinnens und Nachdenkens (z. B. Rationalisierung im Haushalt, Vom neuen Wohnen, siehe „Unser Bund“ 8 und 9, 1928). Und „Mutter“, das setzt den Willen zum Leben voraus: „Hüterin und Pflegerin alles werdenden und wachsenden Lebens zu sein!“ Wie steht es aber heute mit dem Willen zum Leben? Hier liegt vielleicht die gefährlichste Stelle. Wirklich starkes Leben hat keine Angst vor dem Tode, es setzt sein Leben aus, um Leben zu erzeugen. Heute aber herrscht unglaubliche Angst vor dem Wagnis zum Leben, zur Mutterschaft, eine Furcht, an eigener Schönheit und Bequemlichkeit zu verlieren, manches opfern zu müssen. Dazu kommt das andere, daß das Sexuell-Erotische derart in den Vordergrund gezerrt ist, auf allen Gebieten, daß die Disziplin des Geistigen oft gar nicht mehr wirksam sein kann. Das ist so! Das Sexuelle gehört ohne Zweifel mit zum Dämonischen unserer Zeit. Alles geht darauf aus, die Frau aufzupeitschen, und wir wehren uns nicht. Das gehört mit zu den größten Kümernissen der Zeit, daß man die Bedeutung der Frau nicht mehr kennt, ja es scheint, als ob die Frau selbst am wenigsten um ihre Aufgabe wisse. Wieviel von diesen in den Vordergrund gezerrten erotischen Momenten bringt sie selbst zum Ausdruck in ihrer Kleidung, ihrer Haltung, ihrer ganzen Einstellung, ihren Ansprüchen dem Leben gegenüber!

Warum rede ich von diesen Dingen in unserem Kreise? Weil ich glaube, daß wir in unserer Bundesarbeit um diese Fragen nicht herumkommen, nicht herumgehen dürfen. Hinter uns liegt eine Zeit, wo man ängstlich diese Dinge des Körperlichen, des Naturhaften verschwiegen, wo man nicht wagte, zur rechten Zeit davon zu reden, weil man sie nicht in das gesunde, natürliche Leben einbezog. Heute haben wir deshalb das andere Extrem: Die krampfhaft, gewaltsame, hüllenlose Darstellung und Verherrlichung alles Körperlichen und Geschlechtlichen. Nicht nur die Werke vieler moderner Schriftsteller, sondern Bühne, Presse, Kino, die Straße, alles geht darauf aus, den Liebesgenuß der freien Liebe als Recht eines jeden jungen Mädchens erscheinen zu lassen. Eine unglaubliche Wandlung in der Auffassung der Geschlechtsmoral ist weit und breit vor sich gegangen.

Wir Mädchen und Frauen setzen heute viel aufs Spiel, ein hohes, in Jahrhunderten durch die Frau errungenes Kulturgut: die Kraft zur ganzen, großen,

ausschließlichen, unerschütterten Liebe, die ein Leben füllt und so zum Schöpfer-tum wird. Wir haben bereits eine Jugend, die die Ehe nicht mehr will und die Mutterschaft verneint. Solche Einstellung, wenn sie Allgemeingut würde, wäre der Anfang vom Ende, die Auflösung unserer ganzen Kultur.

Wir dürfen heute keine Tatsachen verschleiern, Offenheit ist notwendig, damit wir freudig unsern Weg und unsere Aufgaben aus solcher Lage finden. Hier heißt es zunächst, die Lage sehen, die Auswirkungen durchdenken und nun den ganz starken Willen aufbringen, gesunde Wege zu gehen. Willensbildung des Einzelnen und der Gesamtheit des Frauengeschlechts nur können hier Besserung bringen. Hier liegt eine große Verantwortung unserem Volk und besonders der Zukunft unseres Volkes gegenüber auf uns; hier sind wir vor ganz wichtige Entscheidungen gestellt; deshalb kommen wir in unserer weiblichen Jugendführung um diese Fragen nicht herum. Das bedeutet nicht, daß wir dauernd davon reden sollten, etwa gar mit unseren Jüngeren; da hilft kein Moralpredigen, kein Mahnen und Belehren, kein Aufklären mit Worten, wenn wir nicht selbst als Führerinnen in diesen Fragen zum Vorbild werden. Hier geht es um die persönliche Haltung jeder Einzelnen von uns. Sobald unsere Jüngeren merken oder vermuten, daß wir selbst unsicher in diesen Fragen sind, daß wir sie umgehen, liegt die Möglichkeit nahe, daß sie auch nicht damit zu uns kommen, sondern sich die Antwort anderswo suchen, und da liegt die Gefahr! — —

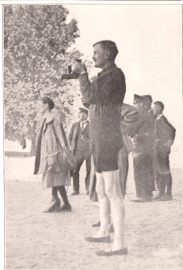
So wollen wir ehrlich dieser Not Rechnung tragen und nun mit größter Offenheit und Sicherheit, aber auch mit viel Liebe und Takt unserer Jugend in dieser Not zur Seite stehen. Hier gilt das vor allem, was ich vorhin sagte: Gesunde Instinkte wieder zu wecken und zu pflegen, besonders die *S e h n s u c h t n a c h R e i n h e i t*, das heißt, eine Gesinnung zu kräftigen, die das alte Menschheitsideal der Reinheit wieder klärt und im offenen Kampf zu verwirklichen sucht. Dies scheint mir das wichtigste Problem heutiger Mädchenbildung.

Wir können diese Aufgaben nicht mehr nur dem Elternhaus überlassen, weil dieses heute oft selbst unsicher der Jugend gegenüber steht. Wir müssen in unseren Kreisen viel mehr über eine Lösung nachdenken. Um in solchen Lebensschwierigkeiten wirklich helfen zu können, ist stärkste innerste Verbundenheit nötig. Vielleicht, daß in unserer Bundes-Verbundenheit für viele von uns die einzige Möglichkeit gegeben ist!

So ist also der Verfall unseres Volkstums in der Gegenwart vielfach weit-hin nur der Ausdruck des Zerfalls seines sexuellen Lebens, und die Auswir-lungen dessen müßten uns ganz anders die Augen öffnen! Man denke nur an die beiden Punkte „Geschlechtskrankheit“ und „Bevölkerungsabnahme“. In ihnen bricht die ganze Not unseres Volkes auf und mit ihr zugleich die Schuld eines ganzen Volkes! Denn was da sich zeigt, ist die Ernte einer Saat, die unser Volk sich selbst gesät und weiter sät Jahr um Jahr. Aus ihnen fließen sovielt verborgene Ströme des Leides, die unsere Volkskraft aushöhlen. Durchschnittlich soll in Deutschland jeder vierte Mann und jede siebente Frau geschlechtskrank sein. Können wir das überhaupt fassen und ausdenken? Also auch da eine Fülle von Not und von Aufgaben. Das sind Dinge, an die man sich heute merk-würdig schnell gewöhnt, und die man heute kaum als Problem empfindet. In ihnen zeigt sich, daß bei den deutschen Frauen weithin der Opferwille zer-brochen ist; deshalb dürfen wir nicht müßig zuschauen! Was dort verdirbt, ist Leben von unserem Leben! Wir sind heute so oft die Befragten und jeden



Sammlung
vor dem Turnen



Bundesleiter
Rudolf Gortze

Der Fußball
und —
Kiebel-Platz



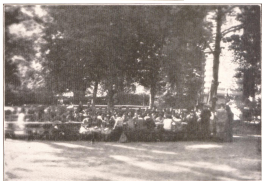


Im Quartier



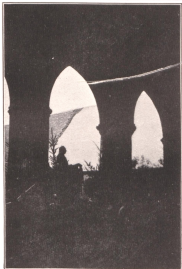
Südrerinnen-
besprechung
in Chorin

Ein Landes-
verbandstreffen





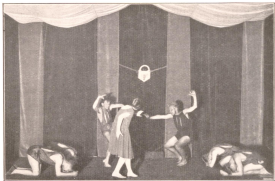
**Einzug
in Eborin**



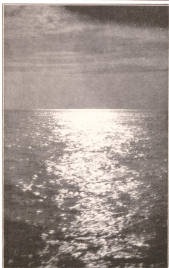
**Bundesleiter
Wilhelm Stäblin
spricht in Eborin**

**Im Klosterhof
in Eborin**





Am Steinstrande
Kügens



Ein Beuß
der Ostsee

Tag zur Antwort mit unserm Tun und Lassen aufgefordert, zur Antwort auf die Frage: Was machst du mit deinem Leibe und mit deiner Liebe? Auch jedes Abfätsstehen wäre eine Stellungnahme, wäre eine Entscheidung!

Hierher gehört das Problem: „Jugendehe“, „Zeitehe“, „Kameradschafts-ehe“, oder wie man die Versuche sonst nennen mag, mit der man der Jugend helfen will. Und die Jugend selbst schweigt zu diesen Dingen oder weiß davon nichts. Ich glaube, daß man nichts in der Welt vorwärts bringt, wenn man das Ideal niedriger setzt, um dem Menschen den schweren Weg dorthin zu erlassen. So ist die Jugend heute in der Gefahr, daß ihr in ihren schwersten Lebensentscheidungen von Erwachsenen Erleichterung gemacht werden, die gewiß nicht zu ihrem Besten dienen. Wir wissen, daß viele Ehen heute unglücklich sind, daß es scheint, als sei die bisherige Form der Ehe unhaltbar geworden, so daß man nun glaubt, nach Änderungen der Eheform suchen zu müssen. Eins ist allen diesen Besserungsversuchen gemeinsam: Sie wollen einen Eheversuch ermöglichen ohne die ganze Bindung und Verpflichtung der Vollehe. Kann es aber für uns Frauen eine Ehe geben ohne Bindung und Pflicht? Es ist so typisch für unsere Zeit, und es wird in den Gedankengängen sämtlicher Vertreter dieser Eheform mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, daß für das Kind, für wirkliche Familie bei diesen Versuchen kein Platz ist. An diesen Gedanken arbeitet man heute, um es der Jugend leichter zu machen. Ich meine, wir dürfen als die ältere Jugend eines Bundes, der sowohl Mädchen und Frauen in seinen Reihen hat, der als Ziel die neue Volksgemeinschaft vor sich sieht, nicht uneteiligt diesen Fragen gegenüberstehen! Laßt uns bessere Wege suchen, die eigentlichen Schäden heutigen Ehelebens, die viel mehr aus dem unsicher gewordenen Gemeinschaftsleben der Menschen überhaupt kommen, aufdecken und so wieder Ehen schaffen helfen, die von innen her binden und verpflichten. Wenn wir selbst auch noch nicht an dem großen Erneuerungskampf nach außen hin teilnehmen können, so wollen wir doch darauf achten, in unserer ganz persönlichen Haltung dauernder, lebendiger Hinweis auf das zu sein, was sein sollte. An den kleinen Aufgaben, die wir täglich zu lösen haben, kann sich manches zeigen. Bei aller Weite müssen wir immer wieder Werte wie „Treue“, „Pflicht“, „Liebe“, als Ziel vor uns sehen und vorleben und uns selbst fest in Fucht nehmen und halten.

Und so bin ich nun schon in das dritte Gebiet hineingekommen, was ich vordem nannte: Wir müssen zu einer viel größeren Verantwortung dem Volks- und Staatsleben gegenüber erschicken. Unser deutsches Volk braucht die klare, entschiedene Stellungnahme seiner Frauen! Je schwerer wir die Aufgaben sehen, um so mehr müßten wir zusammenstehen! Unsere Zeit und unser Volk hat Frauen nötig, die zu verbinden, zu heilen verstehen, die die Heiligtümer schützend durch unsere Zeit tragen, die zur Hilfe und zum Opfer bereit, unserem Volke wieder wahrhafte „Mütter“ sind und werden. Dazu ist Einsatz innerster Kräfte, wahrer Seelenkräfte nötig. Deshalb schließen wir uns doch zusammen, um in kleineren und größeren Gruppen das, was „Mütterlichkeit“ und „Fraulichkeit“ und „wirkliches Menschsein“ bedeutet, zu pflegen.

Solche Arbeit aber setzt gewisse Reife, ein inneres Verstehen und Mitgeben voraus. Das ist's, was ich heute besonders fordern möchte vom Bund und seinen Älteren: Daß wir in unserem Bundesleben und in unserer Bundesarbeit viel mehr die Gesetze der Reife erkennen möchten. Die leichteren

Aufgaben der Jugendbewegung sind erfüllt, vieles ist Allgemeingut geworden; heute geht es darum, daß wir uns an schwerere Aufgaben heranwagen, wenn unser Bund seinen Sinn und seinen Wert behalten soll.

Drei Dinge sind es besonders, die die reisende junge Frau wirklich erwecken, bilden und reifen lassen:

1. Die Begegnung mit dem anderen Geschlecht.

2. Unser Beruf.

3. Die Auseinandersetzung mit den großen Fragen und Aufgaben der Zeit.

1. Die Begegnung mit dem Manne! Da hinein würde alles das zu rechnen sein, worauf ich in meinen Ausführungen schon hinwies, alles, was auf dem Gebiet der Beziehungen der Geschlechter zueinander liegt. Zur großen Liebe muß man reifen, wahrhaft von innen her reif werden! Die Jugendbewegung hat sich bemüht, in den Beziehungen der Geschlechter zueinander reinere und gesündere Wege zu gehen und zu finden. Wohl hat sie die Ehe, auch die außerehelichen Verbindungen wie Freundschaft und Kamradtschaft vertiefen und veredeln wollen, aber sie hat — einseitig — nur die innere Bindung durch Liebe anerkannt, weniger die gesetzeverpflichtende Bindung. Und gerade dies muß heute viel mehr beachtet werden. Die Forderung und Kraft zur Ausschließlichkeit, zur Treue und Verantwortung, zur stärksten Bindung und Verpflichtung schließt doch die große Liebe in sich ein. — In der Hingabe erst lernt das reisende Mädchen, die Frau, ihre eigentliche Aufgabe, ihr eigent-

Wand, vor der ehrfürchtig steht, wer in dem geliebten Wesen das unantastbare Geschöpf Gottes achtet. Dieses Grenzbewußtsein bei ganzer Hingabe, diese Ehrfurcht vor dem Urgrund des Seins und Daseins und die Scheu vor der heiligen Unantastbarkeit des anderen Geschöpfes ist das Merkmal der wahren Reife. Und solche Hingabe fordert heute das Leben rings um uns herum.

2. Stärkeres Hineinwachsen und -reifen in unseren Beruf: Alle Arbeitsgebiete der Frau haben eins gemeinsam: Sie fordern den ganzen Menschen nach Leib und Seele, die natürlichen Gaben unserer eigenen Frauenart so wohl als auch die klare Sicherheit eines an Gott gebundenen Gewissens. Immer wieder geht es um das innerste Ergriffensein; dazu ist aber auch nötig, daß wir uns ergreifen lassen. Von wem gefordert wird, der muß auch geben können; wer führen will, muß Wege und Ziel kennen. Dazu ist ernste, gründliche, sachliche Arbeit in den Reihen von uns Älteren, die wir die Verantwortung für die Jüngeren tragen, nötig. Nötig sind Arbeitsgemeinschaften, in denen uns reife Menschen die Augen für diese Fragen und Aufgaben und für die einzelnen Arbeitsgebiete öffnen.

3. Darum auch stärkeres Hineinwachsen in die Aufgaben des Wirtschaftslebens, des sozialen, des politischen, des kirchlichen Lebens unserer Zeit! Dem Volke verantwortlich sein heißt, sein Leben ordnen helfen nach innen und außen; deshalb sind wir Frauen auch berufen, an den äußeren Aufgaben des Volks- und Staatslebens mitzuhelfen. Wir haben heute Frauen in den Parlamenten! Besonders in sozialhygienischen und in kultur-gesetzgeberischen Dingen ist heute Frauenwirken und Frauenwille zu spüren, und der könnte noch viel stärker sein, wenn eine größere Geschlossenheit der Frauenwelt dahinter stände. Wohl wissen wir, daß da, wo es sich um Leben handelt, Gesetze wenig ausrichten; es sind Dämme gegen eine trübe Flut! Und doch wollen wir dankbar sein, daß Frauen sich hier gerade

einsetzen. Wir müssen heute auch von den schwersten Dingen des Lebens etwas wissen. Aus dem Gewissen der Feinsten müssen heute wieder Sitten, innerste Grenzen und Gesetze kommen. Welche Fülle der Möglichkeiten zu gründlicher Arbeit und ernstest Besprechungen in unseren Kreisen und Gruppen bietet die Durcharbeit all der Gesetze zum Schutz der Jugend. Dabei gehen einem die Augen auf, da brennt es in innerster Seele; aber auch da kommt es wieder darauf an, daß wir uns die richtigen Menschen zu solchen Besprechungen holen.

Nun noch ein Wort zu unserer politischen Einstellung: Politik ist ganz gewiß an sich nicht Sache der Frau. Und doch hat uns das Wahlrecht die Pflicht gegeben, am Ganzen teilzunehmen, politisch zu denken und zu handeln. Wir müßten deshalb auch in unseren Bünden, in unseren Reihen bewußter und zielstrebigter auf ein wirklich staatspolitisches Denken hinarbeiten.

Gewiß ist es für uns Mädchen und Frauen schwer, mit den Parteien und mit der heutigen Parteipolitik zu gehen. Zufrieden sind wir mit keiner Partei, was uns mit dieser oder jener auch verbinden mag. Wichtig ist für uns aber die Frage: „In welcher Partei besteht am ehesten die Möglichkeit, die sittlichen Forderungen zur Geltung zu bringen, die aus einer Haltung vom Letzten her gestellt werden, also auch die Forderungen der Volksittlichkeit, des Jugendschutzes, der Sozialpolitik, der religiösen und kirchlichen Fragen, der Erziehungsfragen überhaupt? Deshalb sollten wir uns auch die Männer und Frauen, die heute in der Politik besondere Verantwortung tragen oder tragen wollen, danach betrachten und beurteilen, wie weit sie zu ihrem Teil zum Durchsetzen des Neuen in unserem Volke bereit sind und selbst dazu beitragen. Politik muß für uns Frauen immer wieder in erster Linie sein: Gemeinshaftsdienst, ein tiefes Streben nach Umänderung der heutigen Verhältnisse von innen her. Uns muß es immer gehen um die Durchbringung aller Parteien mit einem neuen Geist und um ein Handeln aus einer neuen Gesinnung heraus. Die eigentliche Gewissensentscheidung in politischen Dingen kann niemand dem einzelnen abnehmen, auch der Bund nicht; aber die Bünde haben gewiß die Pflicht, diese Entscheidung durch sachlich-ernstes Ringen um die großen Lebensfragen von Volk und Staat und durch Einblick in ihre Geschichte vorzubereiten. Vielleicht müssen wir uns bei unserer politischen Einstellung nicht zu sehr dem Gegenwärtigen, den Massen unserer Zeit verantwortlich fühlen, sondern mehr einem Volke das erst heranwächst. Jedenfalls müssen wir uns um die kleinen Dinge wirklichen Lebens wieder ernstlich mühen. Es geht heute um die innere Lebendigkeit jedes Einzelnen, und der Einzelne kann nur wahrhaft lebendig sein in seinem persönlichen Lebenskreis, an der Stelle, wo er steht, alles andere ist und bleibt gar zu leicht Illusion, Selbsttäuschung, Gerede! —

Wie steht es nun aber bei uns um die kleinen und kleinsten Dinge im Bundesleben? Sind wir in unserem engeren Kreis so zueinander, wie wir es heute in unserem Volke sein und haben möchten? Sind wir da Mädchen und Frauen, die suchen zu heilen, zu verbinden, die ihre Ideale leben möchten im andern, die die Heiligtümer unseres Volkes durch unsere Zeit tragen? Stehen wir uns bei mit helfender und befreiender Liebe? — Trägt eine der anderen Last mit? — Sind wir bereit, Opfer zu bringen, um dieser oder jener Arbeit willen eigene Bequemlichkeit, eigenes Vergnügen aufzugeben? — Dringen wir mit unseren Gedanken über die oft engen Grenzen unserer kleinen Gruppe, unseres Kreises hinein in das zunächst Größere, den Bund? Wissen wir um all die inneren und äußeren Nöte des

Bundes, um all die Opfer, die um feinerwillen, also unserwegen, von Führern gebracht werden? Lesen wir gewissenhaft die Bundesblätter und -zeitschriften, aus denen wir so manche Anregung für unsere größeren Aufgaben nehmen könnten?

Laßt uns diese Stunde dazu gebrauchen, daß wir uns wach rufen; wach rufen zu den kleinen Dingen unseres Lebens, die zunächst auf dem Gebiet persönlicher Haltung und Lebenseinstellung liegen; erst dann werden wir zu den größeren Aufgaben unserer Zeit den Weg finden. „Brennende Fragen“ fordern „brennende Herzen“. Ein Einsetzen aller Kräfte ist heute nötig. Es muß die Sehnsucht, der Wille bei uns zu spüren sein, wenn es sein muß, die Welt zu stürmen, wenn schon man weiß, daß der Himmel sich nicht stürmen läßt! Aber der gesunde Drang muß da sein, gesunde Kräfte überall wirksam werden und zum Durchbruch kommen lassen. — Auf der anderen Seite allerdings ist auch Sammlung unserer Kräfte, Einsatz aller Kräfte an einem Punkt nötig, ein Entlagen an die Dinge, die uns nicht zur Ruhe und Rufe kommen lassen. Erst dann, wenn wir wissen, daß gewiß an uns vieles, aber nicht alles liegt, erst dann, wenn wir Ehrfurcht gewinnen vor den großen Zusammenhängen, wenn wir uns als Werkzeug fühlen größerer Mächte, erst wenn wir uns bewußt werden, daß unser Leben einen höheren Wert hat und haben muß, dann sind wir erst auf dem Weg, unserer Zeit und unserem Volk das zu geben, was von uns erst gefordert wird und unsere wesentlichste Aufgabe zu erfüllen, die immer wieder darin liegt: Schlummernde Kräfte zu wecken, zu befreien für den Neuaufbau unseres sittlichen, religiösen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. „Kräfte wecken“, ihr „Wachstum überwachen“, solange es nötig und möglich ist, das ist die Aufgabe der „Mutter“; wer immer das tut und vermag, der leistet „geistige Mutterschaft“; und das ist's, was wir als Frauen unserem Bunde und unserem Volk heute schulden. Hierin liegt alles andere umschlossen. Dazu nötig ist:

Ein Auge, das das Helle sieht,
ein Ohr, das feinste Regungen spürt,
ein Herz das weit —, und heißer brennt,
und Opferbereitschaft und Liebe kennt!

„Herr, gib uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen;
und Augen voller Klarheit
in alle deine Wahrheit!“

Jugend und Volk.

Hans Schlemmer.

Dem deutschen Volk hat Gott gegeben
Ein Saitenspiel von hellem Klang,
Daß Ernst und Freude, Kraft und Streben
Begeistert schmückt der Gesang.

So singe denn, du deutsche Jugend,
Von allem, was dein Herz begehrt:
Von Frauenschönheit, Männertugend,
Von echter Freundschaft Sinn und Wert.

Ja, singt von allem Höben, Schönen,
Doch eines Sanges pflegt zumeist!
Begeistert, brausend soll es tönen:
Der Sang vom deutschen Heldengeist...

Nur wer da sterben will wie leben
Für dieses Lied, dem keines gleich,
Nur der ist wert, es anzubeben:
Das Lied von unserm deutschen Reich.

Angehoben haben wir dieses Lied schon oft, so besonders vor zwei Jahren in Köln und jetzt eben wieder: und da ergibt sich für uns die große Frage: Sind wir auch wert, das Lied vom deutschen Reich anzubeben? Diese Frage bezieht sich allerdings nicht auf unsere Brüder aus dem Grenz- und Auslandsdeutschtum, die hier unter uns weilen; denn sie haben es durch die Tat bewiesen, daß sie wert sind, vom deutschen Vaterland zu reden und zu singen. Aber für uns andere, die wir es bequemer haben als sie, für uns darf diese Frage niemals ihre schwere Bedeutung verlieren. Unser Bund ist ein Jugend-Bund; aber darüber hinaus ist er doch auch ein Bund deutscher Jugend. Was besagt das Wort „deutsch“ in diesem Zusammenhange? Ist es bloß ein Aushängeschild oder eine Verzierung, oder ist es mehr? Anders ausgedrückt: Wie steht unser Bund zum Deutschtum, zum Volk? Wie steht überhaupt die Jugend zum Volk? Wie steht letztlich der Mensch im allgemeinen seinem Volk gegenüber? Alle diese Fragen wollen wir nunmehr eine Weile durchdenken!

Der Mensch tritt in Zusammenhang mit seinem Volk im Augenblick der Geburt. In der Tatsache der Zeugung wird der Knoten geknüpft, der Dich und Dein Volk auf immerdar zusammenbindet. Der Dichter unserer niederdeutschen Heimat Dietrich Speckmann gibt dieser naturhaften Volkverbundenheit wundervollen Ausdruck in seinem Roman „Neu-Lohé“, wo er erzählt, wie eines Abends die Alten und die Jungen zusammensitzen und in der Chronik ihrer Familie lesen; „wie in langer Reihe vorüberzogen, die vor ihnen auf Lohé das Licht der Welt erblickt, ihr Werk getan und sich zum letzten Schlaf gestreckt hatten, da wurde ihnen, als hörten sie den Strom gemeinsamen Blutes rauschen von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert“. Das ist es, worum es sich hier handelt: der Strom gemeinsamen Blutes! Nicht im Sinne irgendwelcher angeblichen Rassenreinheit, die sich in Wirklichkeit nirgends findet, aber im Sinne eines naturhaften Schicksals, das unabänderlich über uns waltet. Mag dieser Strom gemeinsamen Blutes lange versiegt erscheinen; er bricht doch immer wieder durch, so wie Hermann Poperts Helmut Harringa mit einem Male sich deutlich dessen bewußt wird, daß er ein Grieche ist. Kein Mensch vermag diesem Strom zu entinnen, selbst wenn er will. Walter Bloem hat recht, wenn er in einem seiner Kriegseromane uns jenen deutschen Karl Keutlinger schildert, den sein Vaterland ausgestoßen hat, der mit aller Kraft sich bemüht, Franzose zu werden, und der es eben doch nicht fertig bringt. Volkszugehörigkeit ist unentrinnbare Schicksal; es ist Gottes Fügung, Ratsschluß des Gottes, der Dich auf Deinen Weg stellt, als Junge oder als Mädchen, als klug oder als schlecht begabt, und eben auch als Deutscher. Daß du Deutscher bist, ist Gottes Gabe und Aufgabe.

Ja, auch Aufgabe! Denn die Natur allein macht's nicht, wie sie nirgends es allein macht. Es genügt nicht, daß man nur so ein Deutscher ist wie — ich

will mich einmal ganz profaisch ausdrücken — wie ein Pferd ein Pferd ist und ein Elefant ein Elefant. Es genügt also nicht, daß man Deutscher ist; man muß sich der Zugehörigkeit zum deutschen Volke auch bewußt werden, muß vom Volk zum Volkstum vordringen. Das geschieht vor allem durch die innere Eingliederung in die Geschichte des Volkes, wobei uns diese Geschichte in dreifacher Gestalt entgegentritt. Geschichte ist zunächst Vergangenheit und als solche von größtem Wert; es ist wundervoll, zu wissen, wie es früher war; aber Geschichte ist nicht nur Historie, nicht nur das Wissen vom Vergangenen. Wenn wir auf großer Fahrt durch ein Dorf kommen, das rein katholisch ist, während sein Nachbardorf ebenso rein evangelisch ist, dann wird uns deutlich, wie die Geschichte in die Gegenwart hineinwirkt. Wenn man sich bemüht, den Gründen all solcher Erscheinungen nachzugehen, dann wird einem die Geschichte erst lebendig. Und dann weist sie endlich hinein in die Zukunft, in die lebendig sich entwickelnde Sprache und die Sitte, die heute nicht mehr so ist wie gestern. Das alles ist Geschichte, die uns und unsere Vorväter mit unseren Kindern und Kindeskindern zusammenschließt zum bewußten Volkstum.

So gehören wir zum Volk durch Natur; wir gehören bewußt zum Volk durch Geschichte; und nun kommt noch das Dritte und Wichtigste: daß wir zum Volk gehören wollen. Wir dürfen nicht nur unter dem Schicksal des Volkes stehen: es genügt auch nicht, wenn wir bewußt unter ihm stehen, sondern wir müssen „ja“ sagen zu ihm, das ist das Entscheidende, was die Volkszugehörigkeit erst zu einer sittlichen Größe macht. Ob wir dazu schon gelangt sind, das zeigt sich an mancherlei Einzelzügen; ob wir Steuern nicht nur gewissenhaft zahlen, sondern sie gern zahlen, weil sie der Gesamtheit des Volkes dienen; ob wir Opfer bringen können für unser Volk, womöglich das Opfer des Lebens, ja vielleicht sogar gelegentlich das des Gewissens: das ist die Frage. Nur Menschen, die dazu fähig sind, bilden ein wirkliches Volk. Und unser Ziel ist also, daß wir in Wahrheit sagen können: „Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein.“

So steht es um den Zusammenhang von Mensch und Volk. Und nun die weitere Frage: wie steht die Jugend zum Volke? Im letzten Grunde natürlich ebenso, denn die Jugend befindet sich ja nicht außerhalb der Menschheit. Allenfalls könnte man von der Kindheit sagen, daß sie Gesetzen unterworfen sei, die in der übrigen Menschheit nicht mehr gelten; bei der heranwachsenden und herangewachsenen Jugend scheidet diese Möglichkeit aus. Und doch sind im einzelnen der Verschiedenheiten zwischen Jugend und Alter auch in unserer Frage genug. Je jünger der Mensch ist, desto näher steht er der Natur, also auch der naturhaften Grundlage des Volkstums. Im Laufe des Lebens lockern sich manche Bande, die in der Jugend noch ganz festhalten. Man hat zuweilen nicht mit Unrecht gesagt, daß der deutsche Arbeiter in manchem dem französischen Arbeiter näher stehe als dem deutschen Kapitalisten. Aber der junge Deutsche steht nicht etwa von Natur dem jungen Franzosen näher als dem alten Deutschen; im Gegenteil! Mir ist das in letzter Zeit wieder einmal deutlich geworden, als eine Reihe junger Schwedinnen meine Schülerinnen besuchten; es dauerte außerordentlich lange, und es war sehr schwierig, bis sich hier Jugend zu Jugend fand; denn die Blutbande des Volkstums erwiesen sich viel stärker als die Gleichheit von Alter, Erziehung und geistiger Bildung. So steht der junge Mensch noch ganz nahe der Natur seines Volkstums und

der junge Mensch der Jugendbewegung erst recht. Denn der Mensch der Jugendbewegung lebt ja in Wanderung, Lied und Tanz, Kleidung und Lebensstil in enger Verbindung mit der Natur, also auch und vor allem mit der Natur des Volkes.

Etwas anders liegt es dagegen mit der Eingliederung in die Geschichte. Sie stößt in der Jugend auf mancherlei Hemmungen. Man lebt als junger Mensch in der Gegenwart und Zukunft und meidet möglichst die Vergangenheit. Ich habe vor kurzem den Empfang der deutschen Ozeanflieger in Dessau miterlebt, und da ist mir wieder ganz deutlich geworden, was ich ja schon längst wußte: daß nämlich dem heutigen Jungen der einzige Köhl mehr bedeutet als sämtliche preussischen Könige und sämtliche Heerführer des Weltkrieges. Das ist so; es sollte — etwas — anders sein. Kurz gesagt: man lasse der Jugend das Recht auf die Gegenwart, aber man bereichere sie ihr durch die Geschichte, die, wie wir sahen, ja nicht nur Vergangenheit ist. Denn das muß allerdings immer wieder betont werden: Alles „nationale“ Gerede und alle politische „Begeisterung“ sind wertlos und helfen zu gar nichts, wenn man nichts weiß von der Herrlichkeit und der Tragik der deutschen Geschichte. Wir gedenten in diesem Augenblick mit Stolz der Tatsache, daß einer der Unseren nach dieser Richtung hin zu den ersten Führern gehört: unser Walter Classen, dessen eines Lebenswerk ja darin besteht, der Jugend die Geschichte lebendig zu machen.

Am stärksten sind die Hemmungen in der Jugend, wenn es sich darum handelt, den sittlichen Willensentschluß zur Volkszugehörigkeit zu fassen. Man ist in der Jugend nicht so ohne weiteres bereit, zum Schicksal einfach „ja“ zu sagen; sondern man grübelt über das Schicksal und hadert wohl auch mit ihm. Das Schicksal ist dem Jugendlichen in erster Linie nicht Gabe, auch nicht Aufgabe, sondern Problem. Darüber haben sich zu jeder Zeit die Philister aufgeregt, und was die heutigen sogenannten „vaterländischen“ und sonstigen völkischen Verbände tun, das läuft ja vor allem darauf hinaus, dieses Problem in der Seele der Mitglieder totzuschlagen. Auch in der Kirche hört man das Wort Problem nicht immer gern, und selbst in der Jugendbewegung rühmt man sich vielfach, von der Problematik zum Aktivismus durchgedrungen zu sein. Dem gegenüber behaupte ich: ein junger Mensch, der keine Probleme kennt, ist in Wahrheit ein jung aussehender Greis. So lange ich noch ein Wort reden und eine Feder rühren kann, und so lange es noch ein paar junge Menschen gibt, die auf meine Stimme hören, so lange werde ich mich dafür einsetzen, daß der Jugend das Suchen und Fragen, das Ringen und Irren — ja, auch das Irren! — erhalten bleibe. Denn in dieser durch die Problematik gegebenen Hemmung liegt trotz aller dadurch erwachsenden Schwierigkeiten etwas unendlich Wertvolles, geradezu das Geschenk, das die Jugend und besonders die Jugendbewegung zur Beantwortung der Frage des Volkstums aus ihrem Eigensten beisteuert. Das wird nun im Einzelnen zu zeigen sein!

Man macht der heutigen Jugend oft zum Vorwurf, daß sie nicht mehr dienen wolle, daß sie sich nur um ihre Person und Persönlichkeit kümmerge und nicht mehr um andere. Das ist in dieser Form und Allgemeinheit fraglos falsch; auch die heutige Jugend, ja gerade sie, dient gern. Aber der Dienst am Volke ist ihr allerdings weithin ein Problem. Zunächst schon deswegen, weil man trotz aller Naturverbundenheit die Natur und die Naturbedingungen nicht so

einfach als Tatsache hinnehmen will. Darin liegt ein großer Segen. Es waren stets Irrwege innerhalb der Jugendbewegung, wenn sie einfach ohne Kriterium und übergeordneten Maßstab der Natur folgen wollte; manche gefähliche Meinung auf dem Gebiete der Erotik und manche wunderlichen Seitensprünge in der sogenannten Nacktheitsfrage gehören hierher. Darum ist es zu begrüßen, daß auch die Naturverbundenheit mit dem Volke Gegenstand der kritischen Ueberlegung wird, mag das nun dem nationallistischen oder soziallistischen oder sonstigen Parteibonzen recht sein oder nicht.

Daselbe gilt ferner von der Stellung zur Geschichte, von der wir sahen, daß sie in der Jugend mit mancherlei Hemmungen zu kämpfen hat. Paul de Lagarde hat ganz recht, wenn er darauf hinweist, daß die Jugend nicht ewig wiederläuen wolle, sondern nach Neuem Verlangen trage. Es ist interessant zu beobachten, wie immer wieder auch in unserer Zeit Organisationen, die betont das Alte und Vergangene auf den Schild erheben, trotz grundsätzlicher Uebereinstimmung dem Protest der Jugend begegnen; ich erinnere an die Trennung des Jungnationalen Bundes vom Deutschnationalen Jugendbund und in unseren Tagen an die Opposition Lambachs und seiner Freunde gegen den Monarchismus der Deutschnationalen Volkspartei. Man will eben in der Jugend nicht das Gewordene, sondern das werdende; auch und gerade das werdende, das noch nicht erkennbar ist, sondern nur geahnt werden kann. Unser Bundesleiter Stählin hat völlig recht gehabt mit seinem viel angefochtenen Wort, daß für Leute unserer Art mit Menschen, die in der Zeit von 1870 bis 1914 eine Zeit besonderen Wertes sehen, eine wahre Verständigung nicht möglich sei. Warum nicht? Weil wir etwas Neues erschaut haben und etwas Neues herankommen fühlen, von dem jene Zeit nichts wußte und nichts wissen wollte, jene Zeit und alle die, die in ihr bis heute innerlich stecken geblieben sind.

Wir tragen, abendüberglühte,
Die Sehnsucht unserer tausend Ahnen —
Und schwören, gottheitsübersprühte,
Zu unerhörten neuen Fahnen.
Denn wir sind Schwelle zwischen Zeiten,
Wir, noch mit Augen zweierlei.
Kommt, Freunde, helft das Ziel bereiten:
Wir stürmen unsre Enkel frei!

So sagt Paul Auerdes; und uns allen ist klar, daß der nicht zu uns gehört, der dafür keinen Sinn hat.

Wer so das Neue sieht und wittert und fühlt, der wird umweht vom Zauch der Unendlichkeit. Paul Tillich hat das schöne Gleichnis geprägt, daß Kind und Mann in begrenzter Welt leben, jenes unbewußt, dieser bewußt, während die Jugend dazwischen steht am Ozean der Unendlichkeit. Daher versinken für uns alle Grenzen und Schranken, die in der Endlichkeit aufgerichtet werden. Mag der junge Mensch noch so sehr, wie wir sahen, durch Natur mit seinem Volke verbunden sein, sein Geist wird immer mit dem unruhigen Flügelschlag des sehnsüchtigen Begehrens darüber hinausstreben.

Meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus;
Flog über die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus!

Nach Haus! Die Heimat liegt „über den Landen“, über den Landesgrenzen, dort, wo „weder Jude noch Grieche“, weder Deutscher noch Franzose ist, sondern wo sie alle eins sind vor dem Angesichte der Ewigkeit. Darum ist jeder — aber auch jeder! — Chauvinismus etwas entsetzlich Unjugendliches; daß er bei uns und bei den anderen nicht noch mehr ins Kraut schießt, als leider schon geschehen ist, das ist ein Verdienst der Jugend.

Wir sagten schon: Alle Spannungen zwischen Volkstum und Jugend sind gut; sie sind ein Geschenk der Jugend an das Volk und bedeuten die Aufgabe der Jugend für das Volk. So führt die jugendliche Problematik aus dem Triebhaften zur Bewußtheit. Darum kann und soll die Jugend ihr Volk unterstützen, wenn es sich darum handelt, die naturhaften Volksträfte bewußt auszuwerten. Was damit gemeint ist, wollen wir uns klar machen an einem Wort von Stefan George:

Schweigt mir vom Volk. Da euer keiner ahnt
Den Fug von Scholle und gesteinter Tenne,
Den rechten Mit- und Auf- und Unterstieg —
Das Knüpfen der zerspliss'nen goldenen Säden!

Darum handelt es sich: um das Knüpfen der zersplissenen Säden, die die Menschen miteinander zum Volke und jeden einzelnen mit seinem Mutterboden verbinden. Hier liegt die Aufgabe vor allem der bewegten Jugend; denn es muß gesagt werden, daß unser Volk als Ganzes diese Aufgabe nicht gelöst hat. Wir denken dabei besonders an die Tatsache der modernen Großstadt und erinnern uns der furchtbar ersten Worte, die uns Ludwig Zeitmann vor zwei Jahren in Köln darüber gesagt hat. Ich liebe es durchaus nicht, hier grau in grau zu malen und so zu tun, als sei die Großstadt nur ein Unglück. Und noch weniger liebe ich es, die Großstädter durch die Bank als schlecht und verdorben hinzustellen. Aber ungeheurere Fragen liegen allerdings in der Tatsache der Großstadt beschlossen. Zu ihrer Beleuchtung diene der Brief eines Großstadtmädchels, der kürzlich in den *Heften des „Jungborn“* veröffentlicht wurde.

„Wenn ich denke: Mein ganzes Leben lang soll es so weitergehen, immer in Berlin leben, immer ins Bureau müssen, immer im Kadaw, im Trudel, in der Hetze, in den Straßen von Berlin leben, nie einen Garten sehen, nie einen besitzén, nie sich ausruhen können — sondern immer ruhelos jagen müssen, nie zur Besinnung und zur Stille kommen können, und später einmal heiraten, und die Kinder sollen genau so in der Anechtschaft leben —, wenn ich daran denke, so packt mich die Wut, und ich möchte alles zusammenschlagen. Dabei bin ich so bleich und so nervös mit meinen 18 Jahren.“

O, wir kennen sie, diese bleichen, nervösen 18jährigen Großstadtmädchen! Und wenn auch gewiß nicht alle so empfinden und namentlich nicht immer so empfinden — in der Wirklichkeit sieht es doch oft genug so aus. Hier nützt alle Begeisterung für naturhaftes Volkstum gar nichts; hier ist einfach eine Not, an deren Beseitigung wir gerade als Jugendbewegung zu arbeiten haben. Ich nenne vor allem zwei Forderungen, die wir erheben müssen, immer, immer wieder, die wir den ewig Tauben entgegenschreien müssen, bis auch ihnen die Ohren gellen: Schafft unserem Volke Wohnungen! Und gebt unserer Jugend mehr Freizeit! Wenn doch alle, die sich nicht genug tun können im Ruhmen ihrer „nationalen“ Gesinnung, einmal auf diesem Gebiete ihren Patriotismus bewähren würden — wahrlich, es stünde besser um

unser Volk. Denn geschieht das nicht, so zerreißen die Fäden endgültig, die den Menschen mit dem Volkstum verbinden; und alle nationale Politik wird sinnlos, wenn das Fundament des Volkstums zerstört ist.

Freilich gilt in diesem Zusammenhang für uns noch eine andere ernste Mahnung. Die Jugendbewegung hat neue Wege zum bewußten Volkstum entdeckt, vor allem das Volkslied und den Volkstanz. Und so sind denn die Sing- und die Tanzbewegung unserer Tage Gegenstand großer Hoffnung, auch für unser Volk. Aber sehr gefährlich ist die häufig zu beobachtende Neigung, diese Dinge zu vertheatern. Heiligtümer der bewegten Jugend werden nur zu oft zum Schauspiel für müßigen Großstadtbildungspöbel herabgewürdigt; gewiß in bester Absicht, um damit für gute Zwecke Propaganda zu machen, aber trotzdem mit schädlichster Wirkung. Hier muß unablässig die Forderung erhoben werden: Bewahrt in den Dingen eures eigentümlichsten Lebens mehr Keuschheit! Denn nur dann kann die Jugend ihre Aufgabe im naturhaften Volkstum erfüllen.

Das jugendliche Zukunftsstreben im Gegensatz zur Geschichte ist gut, denn die bisherige deutsche Geschichte hat es leider noch nicht vermocht, aus den Deutschen wirklich ein Volk zu machen. Wir haben keinen einzigen Feiertag, den wir alle mit innerer Anteilnahme begehen könnten; und wir haben nicht ein einziges Symbol, das wir alle zu verehren imstande wären. Wir sind noch kein Volk, aber wir wollen und sollen eins werden. Daraus erwächst für die Jugend die Aufgabe, mitzuarbeiten an der Ueberwindung des Parteigeizts, in das sich die Alten hoffnungslos verstrickt haben. Einer der Führer der Jungen, Hans Jecher, hat kürzlich in der "Tat" den Vorschlag an die Verbände gemacht, den Parteikampf der älteren Generation dadurch auszuhebeln, daß die Jugendorganisationen hier einfach nicht mehr mitmachen, sondern auch in den bewegtesten Zeiten, zum Beispiel vor einer Wahl, Burgfrieden erklären und behaupten. „Utopie? Ja, faßelt man denn in der Jugend nur von Synthese, Rückkehr, Gebundenheit, Ausgleich und neuer Wirklichkeit, oder ist wirklich etwas dahinter?“ Nun, wir dürfen es mit Stolz sagen: Bei uns im DDJ. ist etwas dahinter, wir haben ja den Ausgleich zwischen Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold, zwischen „Reichsflagge“ und „Reichsbanner“ schon längst praktisch in unseren Reihen. Bei uns herrscht in Wahrheit Burgfriede; um so größer ist unsere Verantwortung, diesen Geist eines in der Zukunft werdenden Volkes immer weiter zu verbreiten und immer inniger zu vertiefen. Aus diesem Geist heraus müssen dann die neuen praktischen Werke entstehen, ohne die wir niemals ein Volk werden können. In der schlesischen Arbeit der „Volksgruppe“ werden diese Forderungen einmal kurz so formuliert: „Siedlung im Osten, Durchführung und planmäßige Umlagerung der Industrie, sinnvolle Neugliederung des Reiches, Ausbau der wirtschaftlichen Selbstverwaltung, Betreuung der Deutschen im Auslande, brüderliche Hilfe für geschädigte Volksgenossen“. Man kann das alles auch anders ausdrücken, und man kann noch andere Aufgaben nennen. Trotzdem, die Sache ist klar, um die sich's handelt. Eine Aufgabe aber muß als die allerhöchste und allerwichtigste noch genannt werden; das ist die richtige Stellung zum Proletariat. Wir müssen auch die letzten Reste eines „bürgerlichen“ Bundes abstreifen; bürgerliche Ideologie und bürgerliches Ressentiment dürfen in unserem Bunde keinen Platz mehr haben.

Wer nicht in unjugendlicher Art in Vergangenheit und Gegenwart stecken bleibt, sondern wer bewußt in der Zukunft und für die Zukunft lebt, der wird bald erfahren, daß diese Zukunft hinausweist in die Unendlichkeit. Und darin liegt die letzte Aufgabe der Jugend für ihr Volk beschloffen. Die erste war gewesen die Bewußtheit des völkischen Daseins, die zweite die Orientierung an der Zukunft, und als drittes kommt nun das, was Schleiermacher „Sinn und Geschmack für das Unendliche“ genannt hat. Wie gestaltet sich für uns der Anblick des deutschen Volkes angesichts der Unendlichkeit, oder — wie man auch sagen könnte — der Ewigkeit? Unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit wird uns unser Volk gleichzeitig kleiner und größer. Kleiner! Denn wir erkennen, daß das einzelne Volk nicht das Höchste, nichts Ewiges ist, daß es keinen absoluten Wert darstellt.

„Unsterblichkeit? Was hält dem Wechsel stand?
Dogmen zergehen, Systeme, Theorien;
Glut folgt auf Ebbe, und aus Meer wird Land,
Nationen stürzen, Throne, Dynastien.“

Daß Throne und Dynastien stürzen können, das haben wir alle in den hinter uns liegenden Jahren und Jahrzehnten erlebt. Aber auch Nationen und Völker sind vor solchem Sturz nicht sicher; sie können untergehen oder doch zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. So ist es Assyrien gegangen, so Babylon, so Griechenland. Darum ist auch Deutschland nicht ewig. Torheit ist es daher, in der Vaterlandsliebe einen Ersatz für die Religion sehen zu wollen, was man heute nicht selten findet; das heißt wahrlich, sein Haus auf den Sand bauen. Aber gleichzeitig wird einem angesichts der Ewigkeit das Volk größer; denn das Volk ist, wie wir nun erkennen, ein Stück der Unendlichkeit; gewiß nur „ein Tropfen am Eimer“, aber eben doch „ein Tropfen am Eimer“, und der „Tropfen im Eimer rann aus der Hand des Allmächtigen auch“. Die jungen deutschen Soldaten, die 1914 in Flandern unter dem Gesang des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ in die englischen Maschinengewehre hineinstürmten und reihenweise hingemäht wurden, starben sie wirklich für das Deutschland Wilhelms II.? Ich glaube nicht; sondern sie starben für das ewige Deutschland, für das Deutschland, das eine ewige Aufgabe ist und bleibt, solange die Welt steht. Unser Volk ist uns nicht das Höchste; aber es ist ein Geschenk und Pfand und Pfund aus der Hand des Allerhöchsten.

Und damit stehen wir in unserer Betrachtung vor dem Angesichte des ewigen Gottes. Stehen wir aber vor Gott, dann können wir als Christen nicht anders, als uns neben Jesus stellen, oder empfinden, daß Jesus sich neben uns stellt; denn er hat uns erst das Anschauen Gottes ermöglicht. Jesus — aus dessen Geist heraus ja unser Bund lebt oder doch wenigstens leben will und leben sollte. So ergibt sich für uns als zwingende Notwendigkeit noch eins: Wir müssen uns fragen, was Jesus zu allem, was bisher von uns gesagt worden ist, seinerseits zu sagen hat zu der Frage: Jugend und Volk?

Wir denken an die Geschichte von dem Kanaanäischen Weibe. „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde“, so sagt Jesus erst, in völkischer Engbergzigkeit wirklich oder scheinbar befangen; dann aber stellt er fest, wie der Glaube der armen geängsteten Mutter alle Schranken des Volkstums durchbricht: „O Weib, dein Glaube ist groß!“

Und ganz ähnlich liegt es in der Geschichte vom Hauptmann zu Kapernaum, wo Jesus angesichts dieses Heiden seinen Volksgenossen zuruft: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!“ Was heißt das alles? Es heißt: Die naturhafte Volkzugehörigkeit nutzt gar nichts, wenn sie sich nicht auswirkt in geistig-sittlicher Leistung. Hören wir doch endlich auf mit dem gedankenlosen Gerede von der „deutschen Treue“ usw.; dann nämlich gedankenlos, wenn dabei die Vorstellung mitschwingt, als sei der Deutsche an sich und von Natur treu. O nein, es gibt leider Gottes sehr viel Treulosigkeit im großen und im kleinen, auch in Deutschland. Wertvoll wird das ererbte Volkstum erst, wenn es errungen wird in immer erneuter sittlicher Anstrengung. Das will uns Jesus sagen: Jeder Einzelne hat die Aufgabe, seines Volkes erst wert zu sein und wert zu werden. Und das ist kein Gedanke wohlfeiler Begeisterung, sondern, wie Klopstock gesagt hat, ein „ernster, schreckender Gedanke“. Nur wer vor dieser Forderung einmal und immer wieder wirklich erschrocken ist und erschrickt, nur der handelt im Geiste Jesu.

Das zweite! Jesus hat mit Freude und Stolz gelebt in der Geschichte seines Volkes. Er hat Jerusalem geliebt, und dessen Tempel war ihm ein Heiligtum. Aber klaren Sinnes — wenn auch weinenden Auges — erkennt er, daß dieser Tempel abgebrochen und Jerusalem zerstört werden wird. Die Liebe zu seinem Volke und der Stolz auf seine Geschichte hindern ihn nicht, nein, ermöglichen es ihm, auch die Vergänglichkeit dieser Errungenschaften klar zu durchschauen. Er bleibt nicht hängen in der Vergangenheit, mag sie auch noch so großartig und imponierend sein, sondern er bejaht die Zukunft. Wann werden auch wir darin Jesu nachfolgen?, endlich einmal aufhören, den Patriotismus eines Volksgenossen zu messen an seiner mehr oder minder großen Verhimmelung der Vergangenheit? Gibt es doch auch heute noch Leute in unserem Vaterlande genug, die jeden als Verräter brandmarken, der eine Person oder Tatsache der Vergangenheit zu kritisieren wagt? Mit dem Geiste Jesu hat das nichts zu tun; dem nähern wir uns vielmehr, wenn wir uns erinnern an die Worte, die längst vor 1914 ein prophetischer Dichter, Emil von Schönai ch-Car o- lath, gesprochen hat:

„Wir wollen vom Haupte uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.
Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffshern von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblasen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.“

Unzählige Sterne fürwahr sind uns verbläßt, zu denen wir einmal gläubig aufgeschaut haben — nun kommt Er und weist uns eine neue Zukunft. Vielleicht mußte der alte Tempel abgebrochen werden, damit wir Augen bekämen für den neuen. Vielleicht mußte das alte Kaisertum und das alte Reich vergehen, damit der neue Reichsgedanke, wie er heute in vielen Herzen unserer Besten lebt, Boden gewinne, das „Geheimnis des Reiches“ als Geheimnis uns bestimmend vor die Seele trete. Gewiß, wir sitzen nicht in Gottes Rat-schluß und sollen nicht so tun, als kennten wir seine Pläne und Absichten; aber ahnend können wir doch vielleicht den Sinn der Katastrophe unseres Volkes zu erfassen suchen — im Geiste Jesu.

Und nun das Letzte und Höchste, das Wort des Johanneischen Christus: Es wird eine Herde und ein Hirte sein! Es ist der Gedanke der Menschheit, der Gedanke des die ganze Welt umspannenden Gottereiches, Manchen unter uns — ich weiß es — ist dieser Gedanke Gegenstand des Jubels und der Freude; andern unter uns — ich weiß es — wird es schwer, ihn zu fassen nach allem, was geschehen ist und noch geschieht. Aber es hilft nun einmal nichts; wir treiben gewiß keinen Pazifismus im politischen Sinne — unser Bund dient keiner Partei —, aber es handelt sich hier einfach um Jesu Wort und darum um Gottes Willen. Diesen Willen hat uns der Arbeiterdichter Heinrich Kerst einmal anschaulich gemacht:

„Es lag schon lange ein Toter vor unserm Drahtverhau,
Die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.
Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
Und immer fühlte ich's feste: Es muß mein Bruder sein.
Ich sah ihn alle Stunden, wie er so vor mir lag,
Und hörte seine Stimme aus frohem Friedenatag.
Oft in der Nacht ein Weinen, das aus dem Schlaf mich trieb:
Mein Bruder, lieber Bruder — hast du mich nicht mehr lieb?
Bis ich, trotz aller Augen, zur Nacht mich ihm genah
Und ihn geholt; begraben: — ein fremder Kamerad.
Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrst dich nicht:
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.“

Das ist das Gesetz im Reiche Jesu: Vergossenes Blut trennt nicht, sondern es verbindet! Und wenn jeder Tote des Bruders Angesicht hat, dann müssen die letzten Jahrzehnte, in denen die Erde noch ganz anders als früher „ein gedrängtes Meer unzähliger Gräberwogen“ geworden ist, uns immer mehr alle zu Brüdern machen. Und wir vom BDI, die wir uns wahrlich nicht besser dünken als andere, die wir aber Jesu Jünger sein wollen, wir können nicht anders, als das in uns aufnehmen und betätigen: durch Blut und Grauen, durch Not und Tod der letzten Zeiten steigen wir empor von der Volksgemeinschaft zur Völkergemeinschaft im Geiste Jesu.

Jugend und Volk — so hieß unsere Frage, und wir haben sie zu beantworten versucht im Sinne unseres Bundes. Den Sinn unseres Bundes erfassen, das heißt für uns nichts anderes als: Gottes Stimme vernehmen. Aus doppeltem Grunde:

Weil unser Bund sich bewusst stellt unter Gottes Gericht und Gottes Gebot, im Geiste Jesu, der uns Gott gezeigt — und weil für jeden von uns es ein Gottesgeschenk, ein Gnadenbeweis Gottes ist, daß er dem Bunde oder daß der Bund ihm begegnet ist und daß er nun im Bunde eine — sonst ach so oft schmerzlich vermiste — Heimat hat.

Volks- und Völkergemeinschaft, Volk und Menschheit — sie sind uns so die von Gott gewiesenen Ziele unseres Lebens; sie wieder einmal neu zu erschauen war der Sinn dieser Abendstunde.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt!
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weibefrübling, den er will!

Aus der verborgenen Werkstatt.

Während des Festes konnte man einzelnen Mitgliedern des „Arbeitsausschusses“ begegnen, die sich heimlich die Augen reiben. „Was macht Ihr denn für ein Gesicht?“ „Na, wir haben bis heute morgen um 1/2 Uhr beraten und gestern Nacht endete es auch erst um die Mitternachtsstunde. Heiß ging's her!“ Was da nur alles erdewesen sein mag?

Ich will etwas davon verraten. Daß es etwas Besonderes war, haben wohl alle Festteilnehmer schließlich gespürt, als der Strom an die Oberfläche trat und alle mitrig in einer großen, tiefen Freude, besonders in Chorin und abends am Bundefeuer und auf den frohen Fahrten nach dem Fest. Es ist aber auch gut, an der Quelle zu stehen, da, wo geheimnisvolles Leben aus der Tiefe bricht!

Es ging eigentlich zunächst um etwas sehr Strobermes: Um Satzungen, die man ändern wollte, weil die alten den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen. Geschäftsram! Nicht unwichtig, aber doch kein Gegenstand heißen Ringens! An anderer Stelle wird davon berichtet werden, welche immerhin erheblichen Änderungen die neuen Satzungen enthalten.

Aber wir blieben ja schon beim § 1 „Name, Aufgabe und Sitz des B.D.“ hängen. Man hatte ihn mit dem früheren § 2, der mit a und b, 1, 2, 3 eine Menge schöner Dinge über die „Tätigkeit des B.D. im einzelnen“ sagte, zusammengefaßt in der kurzen Form:

Der Bund Deutscher Jugendvereine (E. V.), gegründet am 18. April 1909, dient der männlichen und weiblichen Jugend. Er arbeitet unter den Leitworten „fromm, deutsch, welttoffen“ an dem inneren und äußeren Wohl der Jugend. Der Bund dient keiner kirchlichen oder politischen Partei. Als Sitz des Bundes gilt Böttingen. Er soll in das Vereinsregister eingetragen werden.

Wozu lange Programme entwickeln, die Satzungen sind doch hauptsächlich fürs Amtsgericht da, dem ein E. V., d. h. ein „eingetragener Verein“, jede Satzungsänderung mitteilen muß?!

Da springt aber doch ein Bedenken hoch. Können wir etwas aus den Händen geben, das nicht lebendig, ganz und echt ist? In der Tiefe fängt es an sich zu bewegen. Ein Gefühl der Würde besinnt sich auf unser Wesen. Diemen wir nur der Jugend? War es nicht bisher unser Stolz und unsere Freude, freilich auch eine ewig unerfüllte Aufgabe, daß viele Ältere und Älteste sich aus sonstigen Lebensbeziehungen gelöst und im Bund Lebensgemeinschaft auch ihres Alters, auch der Alten mit den Jungen gefunden haben, geistige Heimat, Strom, der trägt? Müssen wir daher nicht besser sagen: „Der Bund ist eine Lebens- und Erziehungsgemeinschaft von Jungen und Mädchen, Männern und Frauen?“ Abstimmung: Eine kleine Mehrheit dafür. Das genügt nicht für solch schwerwiegenden Satz. Die Gegner melden sich: Wir sind nicht gegen diese Fassung, wir glauben nur, die erste Form genüge. Die Geister werden lebendig. Ist das Wort Lebensgemeinschaft nicht zu großartig? Man versucht Änderungen. Erneute Abstimmung. Ueberwältigende Mehrheit stimmt zu.

Und wieder bewegt es sich in der Tiefe: Die Älteren melden sich. Sie waren ja auch besonders angesprochen. Ihr Obmann schlägt vor, an Stelle des negativen Satzes: „Der Bund dient keiner kirchlichen oder politischen Partei“ etwas Positives zu sagen. Der Bund lann sich ja nicht auf die Seite irgendeiner theologischen, religiösen oder politischen Gruppe schlagen. Er gäbe sein Wesen als „Bund“ auf, wenn er nicht gerade hier Verschiedenheiten ertrüge und in einer höheren Einheit zusammenbiete. Aber nur sagen, was wir nicht wollen? Manche Tüchtigen, die etwas im Leben schaffen wollten, hat dieses „Nein“ von uns ferngehalten oder fortgetrieben. Wie finden wir ein „Ja“, das uns nicht einseitig bindet, aber ausdrückt, daß wir mitbellen wollen am Werden eines Neuen? Nicht mehr aus der Kraftüberschätzung einer aufs Letzte gerichteten, ausgerüsteten Jugend heraus wie in den Tagen von Magdeburg, als die Jugendbewegung den Bund ergriff: Wir schaffen's schon! Wohl aber aus Kräften heraus, die uns keine Ruhe lassen, die ein „Ja“ der Tat wirken, auch der kleinsten nächstemsten zur Mitarbeit an der neuen Familie, der Wirtschaft, dem Volk, der Kirche!

Die Älteren sind inzwischen unter sich zusammengekommen. Bei der nächsten Arbeitsausschusssitzung tragen sie folgenden Satz vor: „Der Bund dient keiner kirchlichen oder politischen Partei, aber er kämpft für die Durchdringung und Erneuerung aller Lebensgebiete im Geist des Evangeliums.“

Und wieder bewegt es sich in der Tiefe. Dürfen wir das sagen: „... im Geist des Evangeliums?“ Der Bund stammt aus Hamburg. Sorge um die Arbeiterjugend der Großstadt stand einst an seiner Wiege. Tuchfäbriung haben wir mit jener und aller kirchlich entfremdeten Jugend in Stadt und Land bisher gehalten aus der Ueberlegung heraus, daß es oft nicht ihre Schuld, sondern gerade Schuld der Kirche war, wenn ihr solche heiligen Worte nichts mehr sagen, und in der Bewußtheit, daß Gottes Geist gerade auch in ihren Reihen sein Feld hat. Dürfen wir ihr mit solchen vielleicht als „kirchlich“ empfundenen Worten den Zugang zu unserem Bund, in dem wir um eine neue „Gemeinde“ ringen, verriegeln? Wir werden nicht einig. Es ist nach Mitternacht. Die Bundesversammlung muß entscheiden.

Und sie hat gesprochen. Die sie miterlebten, werden es nie vergessen, wie der Obmann der Älteren nach einer neuen Besprechung, die die Älteren inzwischen gehabt hatten, den Satz der ganzen Versammlung vorlegte und in den Augen so vieler Brüder und Schwestern es hell aufblitzte, als hätte etwas aus der Tiefe an ihre Seele gerührt, wie die Anwälte der proletarischen Jugend ihre treulich warnenden Stimmen erhoben, wie ein gerade dieser Jugend besonders nahestehender Bundesbruder uns versichert, daß sie aus diesem Satz nur ein verbündendes „Ja“ heraushören und Achtung behalten würde vor den Kräften, aus denen heraus wir dies „Ja“ sprechen wollten, wie ein anderer das Wort „Evangelium“ die Unruhe nennt, die nun in das Leben unserer Älteren hineingelegt würde, die aber nicht zu irgendeiner beruhigenden kirchlichen Erziehungsformel werden dürfe. Wißt ihr noch, wie da immer wieder das „Heil“ der jungen Menschen den Saal durchbrauste? Die Abstimmung kam. Gegen wenige Stimmen wurde der Satz der Älteren und der ganze neue § 1 angenommen. Da ging ein Freuen durch die Reihen, wie wir es auf unseren früheren Bundestagungen nicht oft erlebt haben. Nicht Augenblickebegeisterung. Wohl aber die innerlich ganz feste Bewußtheit, daß aus der Tiefe mit uns etwas geschehen war, was keiner von uns gewollt hat, als er nach Eberowalde fuhr.

Rudolf Goethe.

Wir bekommen einen Bundeswart.

Daß wir einen Bundeswart brauchen, das ist schon oft gesagt worden, und wir wissen es alle. Ebenso bekannt ist, daß wir immer kein Geld hatten, einen Mann so zu bezahlen, daß er es wagen konnte, seinen bisherigen Lebensberuf aufzugeben und ganz in den Dienst des Bundes zu treten. Nun schien endlich für dieses Jahr die Erfüllung des Wunsches möglich zu sein — da sind neue schwere finanzielle Lasten uns auferlegt worden, die die Anstellung eines hauptamtlichen Bundeswarts ganz unmöglich erscheinen ließen.

Und nun versetzt Euch wieder in den Kreis des Arbeitsausschusses: Ein Bundesleiter nach dem anderen steht auf und schildert tief Ernst, wie die auf ihn gelegte Verantwortung für so viele große und kleine Angelegenheiten des Bundes ihn müde machte und ihn lähme in der Ausübung seines Hauptberufes, für den er sich vor Gott doch im besonderen Maße verantwortlich fühlte. So könne er nicht weiter arbeiten. Hoffnungslos antwortet der Vorsigende des Geschäftsausschusses: Es ist im gegenwärtigen Rahmen des Voranschlags nichts übrig für einen Bundeswart. — Minuten tieferer Katlofigkeit! Wilhelm Schulz aus Karlsruhe steht auf. Wir brauchen einen Bundeswart. Also müssen wir das Geld beibringen für den Bundeswart. Baden verpflichtet sich für 100 Mark. Ein Landesverband nach dem anderen meldet sich. In wenigen Minuten ist die Anstellung eines Bundeswarts gesichert. Das war eine köstliche Stunde!

Die Landesverbandversammlungen auf dem Fest haben die Versprechungen ihrer Führer gebilligt. Durch ganz nachdrückliches Werben neuer Bundesfreunde oder freiwillige Selbstbesteuerung der Bundesbrüder und Schwestern wollen sie die Summen aufbringen. Was wir versprechen, halten wir.

Zum 1. April hoffen wir den neuen Bundeswart zu haben. Wer es sein wird? Gelt, das möchte ich wissen? Aber der junge Pfarrer will selbst noch nicht davon geredet haben. Geduldet euch darum noch ein Weilchen! Wir hoffen, er wird euch gefallen!

Rudolf Goethe.

Die Gästeverammlung.

Es war meines Wissens zum erstenmal in Gotha, daß wir im Rahmen der Bundestagung eine eigene Stunde für das Zusammensein mit unseren Gästen vorgegeben hatten. Der Versuch hat sich bewährt. Die unserem Bund freundlich zugebachten Grußworte kommen mehr zu ihrem Recht, sie können persönlicher gehalten sein, und es ist eher möglich, den fernertshenden Gästen einiges über unseren Bund und seine besondere Aufgabe zu sagen und mit unseren Freunden in ein Gespräch über einzelne uns gemeinsam bewegende Fragen einzutreten, als wenn diese ganze Begrüßung der Gäste — wie es herkömmlich ist — an den Beginn einer großen öffentlichen Versammlung gelegt wird, wo zumeist die große Masse des jungen Volkes etwas anderes sucht und erwartet als eine Reihe von solchen Begrüßungsreden. Darum hatten wir in Eberswalde zu einer eigenen Stunde am Samstag vormittag eine Gästeverammlung angekündigt und erlebten die Freude, eine recht große Anzahl von Gästen von auswärts und aus Eberswalde zu begrüßen.

Eine größere Anzahl dieser unserer Gäste hat zu uns gesprochen: zunächst Oberregierungsrat Kolrep als Vertreter des Regierungspräsidenten von Potsdam, sodann Oberkonsistorialrat D. Lang als Vertreter des evangelischen Oberkirchenrats, Konsistorialrat D. Fischer für das evangelische Konsistorium der Mark Brandenburg, Privatdozent Lic. Dr. Werdermann für die evangelisch-theologische Fakultät Berlin, Frau von Oppen für die evangelischen Frauenorganisationen in Eberswalde, Gauwart Hellmut Bluhm-Berlin für den Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde, Fräulein Giese für den Verband für die evangelische weibliche Jugend, Missionar Krüger-Eberswalde für den Jugendbund für entschiedenes Christentum, Sel. Ranehl für den Neuland-Bund, Kurt Eische für den Jugendbund im GdA., Fräulein Cubasch für den Verband weiblicher Handels- und Bureauangestellten, Otto Meyer-Hamburg für die Deutsche Freischar, stud. Paulsen für den Schwarzburgbund (christliche Studentenverbindungen), S. Sasowski für den Bühnenvolksbund, P. van Putten für den holländischen Freisinnigen Christlichen Jugendbund, Fräulein Sieslack für die deutschen Jugendgruppen aus Riga, ein Vertreter des schottischen WJA. aus Glasgow, Pfarrer Peukert für den (dem Arbeitering angeschlossenen) Bund der Lichtensteiner, schließlich Hermann Schafft als Vertreter des Arbeitsringes. Außerdem war eine große Anzahl schriftlicher Grüße eingegangen und wurden zum Teil verlesen: von dem Reichsminister des Innern, dem preussischen Minister für Volkswohlfahrt, dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, von Generalsuperintendent D. Haendler, Generalsuperintendent D. Karow, Generalsuperintendent D. Vits und dem Generalsuperintendent der Aurnach, in der wir tagten, D. Dr. Dibelius. Vertreten waren ferner der Evangelische Presseverband, der Deutsch-Evangelische Frauenbund, das Berliner kirchliche Jugendamt; der Zentralausschuß für Innere Mission hatte schriftliche Grüße gesandt, der Evangelisch-Soziale Kongreß, mit dem wir durch unsere Geschichte besonders verbunden sind, hatte Donndorf gebeten, seinen Gruß zu überbringen. — In unserer Mitte waren ferner ein Vertreter des Landrates und des Kreisausschusses Oberbarnim, als Vertreter der Stadt Bürgermeister Dr. Gremle und Stadtobersekretär Jilmer, als Vertreter des Kirchenkreises und der Kirchengemeinde Eberswalde Superintendent Lic. Gelshorn; außerdem waren vertreten das Verlehsamt und die Presse von Eberswalde, der Evangelische

Bund, die Evangelischen Frauenhilfen, der Schutzbund für das Kloster Chorin und verschiedene andere Stellen und einzelne Persönlichkeiten aus Eberswalde. Zahlreiche Jugendverbände, außer den schon genannten, hatten zu unserem Bundestag Vertreter entsendet oder uns schriftlich begrüßt: vor allem der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände (vertreten durch den Leiter des Presseamtes, den Herausgeber des „Zwiespruchs“, Werner Kindt), das Deutsche Archiv für Jugendwohlfahrt, die Deutsche Christliche Studentenvereinigung, der Verband der Mädchenbibelkreise, der Evangelische Verband sozialer Jugendgruppen, die Soziale Frauenschule der Inneren Mission; der Verband der katholischen Jugend- und Jungmännervereine, der Jungboern (katholisch abstinente werktätige Jugend); die Sozialistische Arbeiterjugend, die Deutsche Turnerschaft, der Kronacher Bund, die Adler und Falken.

Das war eine bunte Reihe schriftlicher und mündlicher Grüße. In der Verschiedenartigkeit dieser Grüße, über die sich manche unserer Gäste eheulich verwunderten, kam unsere eigentümliche Aufgabe deutlich zum Ausdruck, Brücke zu sein zwischen Kreisen, die sonst wenig Berührung miteinander haben. Ich versuchte, in einer kurzen Erwiderung auf alle diese Grüße einiges von dieser unserer besonderen Aufgabe zu sagen. Scheinbar am leichtesten — so etwa führte ich aus — kommt Zusammenhang und Gemeinsamkeit in unserem Verhältnis zu andern Jugendbänden zum Ausdruck. Wir bekennen uns zu der Schicksalsgemeinschaft der Jugend, von der die Vertreterin des Neuland geredet hat. Dieser Zusammenhang hat freilich zwei Seiten, die in einem gewissen Spannungsverhältnis miteinander stehen. Da ist auf der einen Seite der Zusammenhang mit der Jugendbewegung, den wir auch heute in einer veränderten Situation nicht verleugnen können und wollen. Der einzige Vertreter der freien Jugendbewegung, der zu uns gesprochen hat, hat das, was uns alle verbindet, so bezeichnet: Die gesamte deutsche Jugendbewegung lebt von der Rückverbindung zu dem Ewigen; auch wenn die Worte und Begriffe, die wir dafür gebrauchen, verschieden sind, so spüren wir doch beieinander das gleiche Fragen und Ringen. Wir sind dankbar für dieses Wort; nicht bestimmte Lebensformen, sondern dieser Wille zu einer gründlichen Wahrhaftigkeit und zu einer in die letzte Tiefe dringenden Besinnung sind das, was wir als das wertvollste Erbe der Jugendbewegung ansehen. Auf der anderen Seite spüren wir es als die entscheidende Aufgabe, die der heutigen jungen Generation gestellt ist, mit nüchterner Sachlichkeit sich in die gegebenen Lebenskreise hineinzustellen. Wir stimmen von Herzen zu, wenn uns Frau von Oppen gemahnt hat, die heranwachsenden Mädchen für die Aufgaben der Mutterschaft und des Familienlebens vorzubereiten; wir glauben freilich, daß wir auch den künftigen Familien den besten Dienst leisten, wenn wir unsere Mädchen ohne alle Sentimentalität zu einer körperlichen, seelischen und sittlichen Leistungsfähigkeit gegenüber den Aufgaben erziehen, die sie in jedem Fall, außer der Ehe ebenso wie in der Ehe, erwarten. Hier wurzelt unser besonders enger Zusammenhang mit den Gruppen und Verbänden, die gerade der beruflichen Erziehung ihrer Mitglieder gewidmet sind; es ist kein Zufall, daß die Vertreterin eines dieser Verbände, die zu uns gesprochen hat, zugleich Mitglied unseres Bundes ist. Je mehr diese Verbände ihre Aufgabe nicht nur als eine technische und wirtschaftliche ansehen, je mehr auch dort, um der beruflichen Erziehung willen, aber stark unter dem Einfluß der Jugendbewegung eine geistige und sittliche Gesamterziehung des werdenden Menschen erstrebt wird, desto näher werden sich unsere

Aufgaben berühren, und wir wollen uns hüten, das Kleinlich als Konkurrenz aufzufassen.

Wir freuen uns besonders, heute wohl zum erstenmal einen Vertreter derjenigen studentischen Verbände unter uns zu begrüßen, mit denen wir nicht nur durch viele persönliche Beziehungen, sondern auch durch eine starke Ähnlichkeit der Aufgaben verbunden sind. Verbände, wie der Schwarzburgbund, haben unter der akademischen Jugend zum Teil die gleichen Aufgaben gehabt, darum zum Teil auch die gleichen Schwierigkeiten und Töte erlebt, wie wir unter einer zumeist anderen sozialen und Altersschicht der Jugend. Aber wir haben in unseren Reihen immerhin genug Studenten, um diese Beziehung auch in dieser Hinsicht zu schätzen. Es ist mir immer fraglich erschienen, ob es richtig und wünschenswert ist, wenn die aus unseren Bünden kommenden Studenten sich zu eigenen Hochschulgruppen zusammenschließen, oder ob sie nicht vielmehr gerade in die wertvollen alten Korporationen eintreten sollten; ich kann und will diese auch von Herrn Lic. Werdermann berührte Frage hier jetzt nicht entscheiden, sondern eben aussprechen, wie sehr uns daran gelegen sein muß, möglichst viele Studenten mit dem Geist sozialer Verantwortung und mit der Bereitschaft zu einem selbstlosen Dienst als Jugendführer zu erfüllen. Es bleibt eine Aufgabe, daß wir mit unseren Lehrgängen noch viel mehr als bisher gerade an die Studentenwelt herankommen.

Mit alledem soll die Möglichkeit zu einer Gemeinsamkeit unter den Jugendverbänden nicht überschätzt werden. Wir gehen zum Teil sehr verschiedene Wege und bauen zum Teil auf recht verschiedenem Grund. Aber wir grüßen einander und kommen miteinander ins Gespräch; es wird vielleicht ein Streitgespräch daraus, aber wir scheuen uns davor nicht, weil ein ehrliches Streitgespräch eine viel edlere Form wirklicher Schicksalsgemeinschaft sein kann als eine unwahre Verbrüderung oder eine gemachte Gemeinschaft in Worten und Formen.

Wir freuen uns über die Grüße, die wir aus dem Ausland empfangen haben und wollen mit denen, die am gleichen Werk stehen, gute Nachbarschaft halten; wenn wir unseren Freunden in Riga helfen können, so soll es uns eine besondere Freude sein. Unser Gast aus Schottland hat ausgesprochen, er habe, da er der deutschen Sprache nicht mächtig ist, hier mehr gesehen als gehört, aber er habe Dinge gesehen, die er nicht für möglich gehalten hätte; wir wollen uns darauf gar nichts einbilden, als ob das, was er gesehen hat, irgend etwas Besonderes gewesen wäre, aber diese Worte sind doch ein Zeichen, wie notwendig und wie wertvoll es ist, daß wir über die Grenzen weg einander sehen und die Lage und den Weg der jungen Freunde im anderen Volk kennen lernen.

Zuletzt ein Wort zu dem, was die Vertreter der Theologie und der Kirchenbehörden zu uns gesagt haben! Herr Privatdozent Lic. Werdermann hat von dem Beitrag gesprochen, den unsere Jugendbünde für das Führerproblem in der evangelischen Kirche leisten können. Hier liegt gewiß eine ganz wesentliche Aufgabe, freilich zunächst eine sehr fühlbare Not. Wir erleben es ja immer wieder, daß längst nicht alle Männer, die die Kirche mit dem amtlichen Auftrag als Pfarrer in die Gemeinden stellt, dazu taugen, der Jugend den Weg zu weisen oder gar ihr den Weg in die Kirche zu zeigen, so zu zeigen, daß diese jungen Menschen die Kirche als Heimat lieb gewinnen. Wir können im Blick auf unsere jungen Freunde keineswegs jubeln: *Ecclesiam habemus*, sondern wir leiden mit ihnen unter der Kirchenlosigkeit, unter der kirchlichen Heimatlosigkeit, und

das heißt ganz wesentlich unter dem bitteren Mangel an solchen kirchlichen Führern, die — wie Herr Lic. Werdermann gesagt hat — wirklich dem heutigen jungen Geschlecht die frohe Botschaft verständlich und vernehmbar sagen können. Herr Konsistorialrat Fischer hat davon gesprochen, daß es ja gar nicht immer ein Pastor sein muß, der den Jugendverein leitet, daß ein solcher Verein sich manchmal unter anderer Leitung besser befindet; jawohl, aber es ist doch oft auch wirkliche Not, wenn das junge Volk einer Gemeinde sich ohne ihren Pfarrer und gegen ihren Pfarrer die Heimat in der Kirche erringen muß. Auf der anderen Seite glauben wir wirklich, daß unsere Jugendbünde eine praktische Hilfe für das Führerproblem in der evangelischen Kirche zu leisten vermögen. Herr Lic. Werdermann hat von einem Typus von jungen Theologen geredet, die er als wandelnde Liturgien bezeichnet hat; in der Lebensgemeinschaft mit unseren Buben und Mädchen wächst ein sehr anderer Typus heran, und wer heute morgen auf dem Sportplatz gewesen ist, hat sicher nicht die Theologen als „wandelnde Liturgien“ herausgesehen. Die Nötigung, durch ganz andere Dinge als durch eine wohleinstudierte Theologie Freund und Führer junger Menschen zu werden, bedeutet eine unschätzbare Hilfe für den jungen Theologen, und — vielleicht darf ich das selbst als Lehrer der praktischen Theologie aussprechen — ich bin gewiß, daß gerade diese Eigenschaften dem künftigen Pfarrer nicht bloß in seiner Jugendarbeit, sondern in seiner gesamten Gemeindefarbeit förderlich und heilsam sein werden.

Das war nun — so etwa sagte ich zum Schluß zu unseren Gästen — kein systematischer Vortrag über Geschichte und Aufgaben unseres Bundes; aber gerade die Mannigfaltigkeit dessen, was als Echo auf die mannigfaltigen Grüße laut werden wollte, gibt vielleicht einen gewissen Einblick, wie ihn kaum ein Buch geben könnte. Wir haben in dieser Stunde unser eben erschienenenes Werkbeft unseren Gästen in die Hand gelegt; wir können keinen größeren Wunsch damit verbinden, als daß die Eindrücke dieser Tage das, was dort gedruckt ist, mit der Farbigkeit und Lebendigkeit der unmittelbaren Berührung umkleiden möchten und daß die, die heute unsere Gäste sind, dadurch unsere Freunde werden.

Wilhelm Stählin.

Der Arbeitsring.

Zum erstenmal werden in unserem Arbeitsring offizielle Begrüßungen ausgetauscht. Der Wille zur Einigung geht heute ja durch die Gesamtheit der Jugendbewegung, aber gerade deshalb ist es wichtig, daß wir uns über den Sinn unseres Zusammenschlusses klar sind.

Es wäre trostlos, wenn Schwäche oder irgendein Interesse, etwa die Werbung „evangelischer Belange“, uns zusammengeführt hätte und dieser Zusammenschluß sich nicht aus einer gemeinsamen lebendigen inneren Verbindung ergeben hätte, wenn er nicht Ausdruck wäre der Begegnung mit einer Wirklichkeit, die uns alle an sich bindet und der wir gehorchend hingegeben sind, die größer ist als unsere Besonderheiten, die uns vielmehr den Bruchstückcharakter unseres besonderen Seins offenbart und uns zugleich im Dienst und Gehorsam unsere Lebensaufgabe weist. Die von der Gemeinde herkommende frohe Botschaft ist uns neu lebendig geworden. Für das, was in der Jugendbewegung durchgebrochen ist, glauben wir in ihr die tiefste Deutung zu sehen, und das ist es, was uns innerlich eint. Dankbar und froh können wir neben uns Mitkämpfer sehen, die im Glauben an richtende und befreiende lebendige

Wahrheit mit uns Schulter an Schulter ihren Weg geben. Wir wollen bei aller Dankbarkeit für diese gegebene Kameradschaft uns als erstes darin verstehen, daß wir uns wehren wollen gegen die Gefahr unsauberer Kameradschaft. Wir wollen an das Nietzsche-Wort denken, daß wir im Kreunde unseren besten Feind haben sollen. Wir wollen uns unerbittlich gegenseitig die Wahrheit sagen, und uns gegenseitig am Schlaf hindern. Die Hingabe an die lebendige Wahrheit soll das Element sein, in der wir unser gemeinsames Leben leben. Wir wissen, wie kümmerlich und lahm oft solcher Wille in uns ist, und gerade deshalb wollen wir uns im Vertrauen auf ihre immer neu durchbrechende und befreiende Macht gegenseitig helfen.

Zum anderen wollen wir im Blick auf unsere gemeinsame Haltung unserer Verantwortung inmitten der Jugendbewegung so gut als möglich eingedenk sein.

Dazu ist zweierlei zu sagen:

Einmal: Es ist das gleiche Geschehen, aus dem alle Bünde hervorgebrochen sind, von dem uns der Vertreter der Freischar vorher gesprochen hat, als er das Leben in der Jugendbewegung als ein Leben, das seine Bindung im Ewigen sucht, beschrieben hat. Es hätte bei anderer Entwicklung der Verhältnisse vielleicht auch zu einem anderen weiteren Zusammenschluß kommen können als er jetzt zwischen unseren Bänden entstanden ist: Ueber verschiedene Worte und Zeichen hinweg verbindet uns gleiche Ehrfurcht, gleichen Ringen um neue Menschengemeinschaft mit sehr verschiedenen Bänden. Es ist uns besonders aufgetragen, dafür zu wirken, daß das Wissen um eine Schicksals- und Glaubensverbundenheit, die tiefer liegt als Worte und Formen, Bünde und Parteien nicht innerhalb der Jugend erstarrt und stirbt. Die Tatsache, daß uns der Sinn des Geschehens in den Worten religiöser Verkündigung offenbar wurde, die ja auf eine überbegriffliche lebendige Wahrheit hinweisen, muß uns gerade die Augen offen dafür halten, daß dieselbe Wirklichkeit auch in anderen menschlichen Formen ihr Werk tut, muß uns bewahren vor der Hängenabnung der Formel und des Programms, muß uns dazu rufen, unsere Kraft immer wieder einzusetzen dafür, daß eine lebendige Solidarität des Schicksals und der Schuld und der gemeinsamen Sehnsucht einen kühlen und äußerlichen Abschluß der Gruppen untereinander unmöglich machen müßte. Es ist uns besonders aufgegeben, ganz offen zu sein für die anderen und ihnen gerecht zu werden und uns vor polemischer Geringschätzung zu hüten. Es ist vielleicht die besondere Eigenart unserer Bünde, daß wir in der Mitte stehen zwischen Gegensätzen und feindlichen Gruppen und daß wir hier eine lebendige Brücke zu bilden haben. Ich denke da besonders an unsere Stellung zwischen Kirche und Proletariat. Wir wissen um die Gefahr der toten und leeren Frömmigkeit, aber ebenso auch um die Gefahr proletarischer Phrase und einer hier vorhandenen nur allzu bürgerlichen Lebenshaltung, der ohne die tiefen Kräfte religiöser Art die zähe Ausdauer im Kampf fehlen wird. Wir stehen in der nächsten Zeit in unserem Volk vor ungeheuer schweren und ernstesten Aufgaben, die sich aus der Zerrissenheit unseres geistigen und kulturellen Lebens ergeben. Es ist die Frage, ob wir als Gründer des Arbeitsringes mit Bewußtsein diese Aufgabe auf unsere Schultern nehmen und für eine innere Durchdringung und gegenseitige Öffnung der sich voreinander verschließenden Kulturkreise mit Entschlossenheit einsetzen wollen.

Endlich: Es ist unser gemeinsames Schicksal im Arbeitsring, daß wir, auch wenn in unseren Reihen Glieder verschiedener Konfessionen sind, und wir nicht

danach fragen, ob jemand in unserem Bund zur Kirche gehört oder nicht, daß wir die Botschaft der Kirche neu vernommen haben, und so haben wir auch im Blick auf die bestehende Kirche eine gemeinsame Verantwortung. Die Zeit der revolutionären Gebärde und großer religiöser Reformprogramme ist vorbei. Wir wollen die Geschichte nicht verleugnen und nicht aus dem Zusammenhang lösen, Unverlierbares nicht im Augenblick opfern.

Aber wir wollen und können erst recht nicht leugnen, daß das Bestehende nicht vollendet ist, daß auch heute noch Wahn und Willkür im Heiligen sich breit macht, und daß es nichts Unertragbareres gibt als starres und totes Kirchentum, das durch lebhaften religiösen Betrieb den Anspruch macht: es lebe. Und hier gilt es gemeinsam zu wachen und klar zu sehen. Der von bedeutsamer Stelle herausgegebene Ruf: „habemus ecclesiam“ ist nicht die Parole, der wir zustimmen. Gewiß regt sich ein neues und tieferes Leben auch in der Kirche, gewiß ist nicht alles leerer und äußerer Religionsbetrieb, aber im Blick auf die hinter uns liegenden Jahre nach dem Ariege können wir nicht unter dem Eindruck stehen, daß in einem wirklich befreienden und überzeugenden Sinn die führenden Kreise der evangelischen Kirche die Schicksalsstunde der Kirche erkannt haben. Glaubenschwache Sicherung der äußeren Existenz und nicht ein Erneuerungswille aus der Tiefe zerbrechender und befreiender Wahrheit ist weithin der Schlüssel zum kirchlichen Handeln. Wir sind hier noch zum großen Kampf und zum neuen Bauen gerufen. Nur auf zwei Dinge möchte ich hinweisen, die nichts verraten von einer wirklichen Erneuerung. Es ist einmal die ungelöste und nicht vollendete Klärung des Verhältnisses der Kirche zum Staat und die andere Frage, die uns gerade hier, wo es um Jugendleben geht, besonders Not macht: Die Konfirmationsfrage. Sie ist mit einer geradezu erschreckenden Verständnislosigkeit von den allermeisten offiziellen Organen unserer evangelischen Kirche behandelt worden, die uns mit größter Besorgnis erfüllt. Ganz gewiß nicht ehrfurchtlos wollen wir dem Geschichtstagegebenen begegnen, aber ebensowenig in Schwächlichkeit und tragem Nachgeben bei Seite stehen.

Es wird unsere Aufgabe sein, aus der Besinnung auf die Botschaft, aus der die Kirche entsprungen ist, auf den ihr innewohnenden Geist unseren Kampf zu kämpfen und unseren Dienst auch an dieser Stelle zu tun. Wenn wir uns im Arbeitaring so zusammensinden, dann wird unser Zusammenschluß für uns selbst im Blick auf unseren Dienst hoffentlich nicht umsonst sein.

Hermann Schafft.

Neue Wege.

Ein löstlicher Sommervormorgen. Auf dem weiten Sportplatz ordnen sich (fast pünktlich!) landesverbandswise die Jungen auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite, viel hundert jugendfrische Gestalten im Turnkleid um den Führer, Oberleutnant Herbert Adamheit von der Polizeibochschule für Leibesübungen in Spandau, mit seinen Helfern. Rudolf Goethe sagt einen kurzen Spruch: „Wo Leib und Seele miteinander in Eintracht sind, sind alle Werke dem Menschen süß und lustvoll.“ (Edhart.) Dann ein fröhliches Lied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen...“. Nun ist der Tag geweiht. Die Einzelgruppen der Landesverbände zerstreuen sich in dem umliegenden Wald, wo sie unter der Leitung je eines der Helfer eine Stunde lang Waldlauf, Bodengymnastik, Spiele usw. treiben, um sich zueinander hin zu arbeiten. Nun sehen sie schon ganz anders aus, als sie gegen 1/210 Uhr straff, eine Gruppe nach der anderen, wieder auf dem Sportplatz einmarschieren. Kein Wunder, daß nun die kurze Morgengymnastik, bei der Herbert Adamheit vorturnt, ein Ganzes wird.

Es ist ein schönes Bild, die weißen Gestalten auf dem großen Sandplatz, vom Walde umfäumt! So viele haben im Verhältnis wohl noch nie bei einem Bundesfest an der Morgengymnastik teilgenommen. Nur wenige „Kanderschneitungen“ schauen zu. Nach der Gymnastik ruft das große Sprachrohr Adamsbeit die Masse wieder auseinander an die einzelnen Plätze, wo allerlei Sportspiele stattfinden. Während nach ihrem Abschluß manche hinüberziehen zu dem schönen städtischen Schwimmbad — dessen Benützung kostenlos freisteht — hält der Fußball, den Vater Riedel aus Berlin verschrieben hat, Bubens — und dann selbst Mädchengruppen in lautem Kampfspiel zusammen. Manchmal glaubt man, das Untier müsse die eifrigen Menschelein erdrücken!

Wir haben im Bund noch keine eigene, den ganzen Menschen erschöpfende Art der Leibesübungen gefunden. So konnten wir auch kein bündisches Turnen zeigen und haben uns auf Morgengymnastik und Freundschaftsspiele beschränkt. Dies Wenige war gut. Wir danken Herbert Adamsbeit für seine Leitung und all seine Anregungen. Wenn wir weiterkommen wollen, dürfen wir uns nicht scheuen, auch außerhalb des Bundes Rat zu suchen, bei solchen Sportführern, die mehr wollen als den üblichen Rekordbetrieb, die etwas wissen von der Einheit von Körper und Seele.

Im nächsten Jahr soll ein gemeinsamer Sportlehrgang die Landesverbandsturnwarte anregen. In den Landesverbänden muß dann eine ernste Arbeit getan werden, damit wir bis zum Bundesfest in Darmstadt 1930 einen Schritt weiter gekommen sind.

Rudolf Goette.

Marientind.

Im Himmelreich lebt des Kindes Seele. —

Dicht vor der Pforte, die das Allerheiligste und sein fast unsagbares Geheimnis birgt, tänzelt und jauchzt sie in seligen Spielen, unbelastet von Vergangenheit, unbeschattet von Zukunft, hinaugehen einer ewigen, glückseligen Gegenwart, die Licht, Glanz und Farbe, Seiterkeit und Klang ist. Und die heilige Mutter lächelt zu den Spielen, den zarten wie wilden, die zu ihren Füßen erblühen, in denen das Leben sich zwecklos selig selber genießt und spielend den Schöpfer preist, der alles Leben gibt und trägt.

Aber die Seele wandelt sich, und es wachsen andere Kräfte in ihr auf als die des Spielens: das Verlangen, das nach den Gütern der Welt greifen und sie fassen, haben, halten will; und der Geist, der forscht, wühlt, wägt und fragt. — Und die heilige Mutter kann nicht nur lächeln und gewähren. Sie gebietet, und sie versagt. — Die Seele aber ruht nicht mehr sicher und unbewußt in den unsagbaren Gründen, aus denen das Gebot hervorwächst, das einfach groß und ernst sagt: Du sollst! Und: Du sollst nicht! — Die Seele beginnt zu fragen und zu deuteln. „Warum darf ich alle goldenen Türen öffnen, und diese eine soll verschlossen bleiben? — Warum gerade diese eine Tür? — Wer hat die Macht, zu gebieten und zu hindern, wo ich doch frei bin und tun kann, wie es mir gefällt? Warum? Warum?“

Und dieses Warum wird zu einer großen Not und zu einer Macht, der nicht zu widerstehen ist. Das wachsende Verlangen klammert sich an dieses Eine, — gerade das, worüber das Gebot steht. Das Gebot ist unbarmherzig und sagt keine Antwort auf das drängende Warum; und der Fürwäg der Seele ist nicht zu bannen. Die Mutter Gottes ist fern, und die Englein sind fort. Die Spiele sind verstummt. Die Seele wohnt nicht mehr in der Seligkeit; Teufeln gleich bedrängen sie ihre Fragen und Zweifel und ihre böse Lust. Mit den wilden Geistern ringt sie und wehrt sich in bitterer Not, — und unterliegt. Da reißt sie die Türe auf, die in die Erkenntnis führt, und der Strahl, der sie trifft und blendet, zeichnet sie mit dem Mal der Gefallenen.

Die heilige Mutter erscheint in furchtbarem Ernst. Die Engel trauern. Wortlos, ohne Erklärung, ohne die Möglichkeit einer Ausflucht, — unbarmherzig wie das Gesetz war, ist das Urteil, — die Ausstoßung aus dem Paradiese. Die Seele wird vertrieben in die Welt, in das Dornenestrüpp des Lebens, um den harten Weg zu suchen, der durch Demut und Wahrhaftigkeit zur Sühne und zur Erlösung führt.

Und die Engel tanzen wieder ihre seligen Reigen in dem Unschuldshimmel der Kindheit. —

So haben es uns die Hamburger im Spiele gesagt, besser gesagt, als mit Worten. Der zarte, lichte Farbenschein der Gewänder, die Beigenstimmen, das bewegte Spiel der jungen, andächtigen Gestalten schufen uns ein Erlebnis, das Sinne und Seele wie eines ergaßt, und für das wir dankbar waren, weil es als lebendige Schau uns bannte, mitten in der oft bedrängenden Fülle gesprochenen Worte.

Anna Wolff.

Hundesgottesdienst in der Klostersruine Chorin.

Der Einzug.

Ein kleiner Chor singt: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

(Sag. Joh. Seb. Bach.)

Die Wimpelträger ziehen ein.

Der Herr ist in seinem heiligen Tempel.

Es sei stille vor ihm alle Welt.

(Sag. 2. 20.)

Gesang:

O heil'ger Geist, lehr' bei uns ein
und laß uns deine Wohnung sein;
o komm, du Herzenssonne!
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
bei uns und in uns kräftig sein
zu steter Freud und Wonne!
Sonne, Wonne, himmlisch Leben
wilst du geben,
wenn wir beten;
zu dir kommen wir getreten.

Steh' uns stets bei mit deinem Rat
und führ' uns selbst auf rechtem Pfad,
die wir den Weg nicht wissen.
Gib uns Beständigkeit, daß wir
getreu dir bleiben für und für,

wenn wir auch leiden müssen.
Schau, hau, was zerrissen
und beflissen,
dich zu schauen
und auf deinen Trost zu bauen.

Laß uns dein edle Balsamkraft
empfinden und zur Ritterschaft
dadurch gestärkt werden.
Auf, daß wir unter deinem Schutz
begegnet aller Feinde Trug
mit freudigen Gebärden.
Laß dich reichlich auf uns nieder,
daß wir wieder
Trost empfinden,
alles Unglück überwinden.

Vor dem ewigen Herren.

Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

(Psalm 90. 1—4.)

Gesang:

Geist, der alles füllet,
drin wir immer schweben,
aller Dinge Grund und Leben!
Meer ohn' Grund und Ende,
Wunder aller Wunder!

Ich senk' mich in dich hinunter;
ich in dir,
du in mir,
laß mich ganz verschwinden,
dich nur sehn und finden.

Vor dem gütigen Herren.

Jauchzet dem Herrn, alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden; Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken! Erkennt, daß der Herr Gott ist! Er hat uns gemacht — und nicht wir selbst — zu seinem Volke und zu Schafen seiner Weide. Gehet zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen! Denn der Herr ist freundlich und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für.

(Psalm 100.)

Gesang:

Nun lob mein Seel den Herren,
was in mir ist, den Namen sein.
Sein Wohlthat tut er mehr,
vergiß es nicht, o Herze mein.
Hat dir dein Sünd vergeben
und heilt dein Schwachheit groß;

errett dein armes Leben,
nimmt dich in seinen Schoß,
mit reichem Trost beschüttet,
verjüngt, dem Adler gleich;
der Herr schafft Recht, behütet,
die leiden in seinem Reich.

Wie Väter sich erbarmen,
 ob ihrer jungen Kindelein,
 so tut der Herr uns Armen,
 wenn wir ihn kindlich fürchten rein.
 Er kennt das arm Gemächte
 und weiß, wir sind nur Staub,
 ein bald verweltt Geschlecht,
 ein Blum und fallend Laub;
 der Wind nur drüber wehet,
 so ist es nimmer da:
 also der Mensch vergehet,
 sein End, das ist ihm nah.

Die Gottesgnad alleine
 steht fest und bleibt in Ewigkeit
 bei seiner lieben G'meine,
 die steht in seiner Furcht bereit,
 die seinen Bund behalten.
 Er herrscht im Himmelreich.
 Ihr starken Engel, waltet
 sein's Lob's und dient zugleich
 dem großen Herrn zu Ehren
 und treibt sein heiligs Wort.
 Mein Stel soll auch vermehren
 sein Lob an allem Ort.

Die Kampfbruderschaft.

Gleichwie ein Haus, das fest ineinander verbunden ist, nicht zerfällt vom Sturmwind, also auch ein Herz, das seiner Sache gewiß ist, das fürchtet sich vor keinem Schrecken.

(Sira 22, 19.)

Ihr seid allzumal Kinder des Lichtes und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsternis. So laffet uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern laffet uns wachen und nüchtern sein. (1. Thefal. 5, 5-6.)

Fürchte dich nicht, du kleine Herde! denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

(Matth. 12, 3.)

Gefang:

Verzage nicht, du Häuflein Klein,
 ob schon die Feinde willens sein,
 dich gänzlich zu verderben
 und suchen deinen Untergang,
 davon dir wird ganz angst und bang,
 des wied nicht lange währen.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
 muß Welt, Teufel und Höllensport
 und, was dem tu anhangen,
 endlich werden zu Schand und Spott.
 Gott ist mit uns, und wir mit Gott;
 den Sieg wolln wir erlangen.

Die Losung.

„Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte. Ein jeglicher, liebe Brüder, worinnen er berufen ist, darinnen bleibe er bei Gott.“

(1. Cor. 7, 23-24.)

Brüder und Schwestern! Da stehen wir miteinander in dieser hohen, alten, ehrwürdigen Halle, und die Steine fangen an zu reden und erzählen uns von einer Hand voll Menschen, die etwas gewagt haben; von einer Hand voll Menschen, die wieder einmal Mönchszeit ernst nahmen, die im Protest standen gegen die Verweltlichung und Veräußerlichung all der heiligen Beziehungen und Organisationen, die hingezogen in dieses unwirtliche, einsame und gefährliche Land, die hier einen Grundstein legten, ein Haus bauten und eine Kirche, die hier im Kampf standen mit der Natur und der Natur abrangen Kultur und Ordnung, die im Kampf standen mit den heidnischen Völkern und mit ihrer Kraft gesiegt haben über wilde, trotzig Menschenherzen. Und so ward diese Stätte, auf deren Grund und Boden wir stehen, und deren Mauern zeugend zu uns sprechen, eine stille Siedlung nicht weltflüchtiger, weltferner Beschaulichkeit, sondern der Kraft und der Freiheit in Gott. Wir denken's uns, wie sie hier um diese Klostermauern herum geschafft und gepredigt haben, wir denken's, wie hier unten zu den Toren der Kirche erst scheu und dann freudig die Heiden herankamen und dem lauschten, was ihr Herz frei machen konnte. Wir denken's, wie hier oben aus den Klosterschlafträumen

des Nachts die Mönche heruntergestiegen kamen zum Allerheiligsten und sich ablösten im Gebet, daß die Herzen offen blieben, daß Gottes Ströme rinnen konnten, daß immer neues Leben einfloß in diesen Bund der Streiter. —

Und doch, Brüder und Schwestern, sind heute die Fenster zerbrochen, und die Bogen dieser hochgewölbten Halle sind zusammengestürzt, und der Wind segt hinein. Ob ihre Aufgabe erfüllt gewesen ist, ob nach Jahrhunderten irgendeine Art von Erstarrung eingezogen ist in diesen engen Kreis der Streiter, daß sie irgendwie ausruhten auf dem Alten und den Blick nicht vorwärts richteten nach dem ewig Neuen des Göttlichen; daß sie das Abenteuer mit Gott nicht mehr wagten, sondern fest und starr wurden in ihren Formen und in ihrer Gemeinschaft? Kein Wunder, daß dann der Sturm der Welt hereinbrach und rüttelte und schüttelte an dieser Gemeinschaft und sie auseinanderprengte. Und doch, Brüder und Schwestern, stehen die Mauern noch, und wir spüren, daß hier ein alter Grund ist, auf dem nicht alles zusammenstürzen konnte, ein alter fester Grund! — Und wenn nun von draußen her wie liebend und losend die Natur kam und die Bäume und der Fluß sich rankten um diese Hallen, — wenn wir wissen, daß heute evangelischer Gottesdienst in diesen Hallen gehalten wird, dann ist uns das wie ein Sinnbild, daß da neues Leben versucht aufzuwachsen aus dieser Gemeinschaft, neues Leben heraus aus dem Glauben Martin Luthers, heraus aus diesem Glauben: „Ich fürchte nichts! Gott ist bei mir, ich wag's allein mit Gott!“

„Ihr seid teuer erkauft! Werdet nicht der Menschen Anrechte! Brüder und Schwestern! Was die Steine uns hier erzählen, das ist auch die Geschichte unseres Bundes. Da war auch eine Zeit, wo unser Bund getragen war von einem Leben, wo Mensch zu Mensch sich stellte, Schulter an Schulter, wo wir eine Kampfbruderschaft bildeten, — wo unsere Buben frei durch die Straßen gingen, und wenn man ihnen nachrief: „Weltverbesserer!“, dann sind sie desto fester zusammengedrückt und haben sich nicht gefürchtet vor den Menschen, weil Kraft, weil Freiheit, weil Freudigkeit in ihnen war. So haben wir um eine neue Welt gerungen mit der gesamten Jugendbewegung; und jetzt ist ein Teil der Aufgaben erfüllt, und jetzt kommt's vor, daß viele Menschen da und dort anfangen, zufrieden zu sein mit dem bunten Rittel und der eigenen Form. — Aber andre Besinnliche erschrecken, wenn sie am „Feuer“ stehen und fragen sich: „Was hat uns denn dies Feuer noch zu sagen?“ —

Jetzt auf einmal ist der Augenblick für unseren Bund gekommen, wo wir spüren, wie über uns das schützende Dach hinweggefegt wird von dem Sturmwind einer furchtbar ernsten Zeit — und die Fenster, die bunten der Romantik, sind zerfchlagen, und herein fähret der Wind der Welt. — Und wir schauen heraus, und draußen ist eine Welt voll dämonischer Gewalten. Mander hat den heiligen Bau verlassen, und draußen hat's ihn gefaßt und hineingerissen in den Wirbelsturm, hat ihm den Boden unter den Füßen und hat ihm den Sinn seines Lebens genommen. — Die wir aber noch drinnen stehen, ihr Brüder und Schwestern, jetzt an diesem Wendepunkt in der Geschichte unseres Bundes, uns geht es wie ein Schrei durch die Seele: wo ist das Leben, wo ist die Freiheit, wo ist die Kraft, die uns bündet, die uns trägt, die all unserem Tun neuen Sinn gibt? Da schauen wir aus, ob's nicht auch um uns herum wieder grünen möchte und sich beranken mit neuem Leben. Noch stehen die Mauern, — soll der Wind sie ganz zerfchlagen? Oder wissen wir in dieser Stunde etwas

zu sagen von einem Grund, auf dem die Mauern wachsen müssen zu einem neuen Dom?

Brüder und Schwestern! Da ist eine kleine Truppe im Feld und dunkel ist's um sie herum. Sie stehen im Sumpf von Flandern, keine Klarheit rechts und links. „Verlorene Schar!“ — wie wir in einem alten Landsknechtslied singen. Verloren, weil sie nicht mehr wissen, wozu sie da sind, verloren, weil sie müd' sind, weil sie keinen Weg mehr sehen. Und plötzlich hebt einer unter ihnen sich auf und schreitet hinaus ins Dunkel und wagt mit diesem Dunkel, und die anderen harren und warten und bangen und zweifeln. Aber auf einmal drüben ein Siegesgeschrei: „Der Sieg ist da! Brüder, kommt! Helft weiter mit siegen! Und sie schauen sich betroffen an. Soll man's wagen, da — wo ein Einzelner vorgeschritten ist — nachzugehen? Wird nicht doch der Fuß versinken im Schlamm? War's nicht eine Täuschung der Sinne, daß sie etwas gehört haben? War's nicht bloß der Wunsch ihres Herzens, der sie genarrt hat? Und dann wagen sie es doch und schreiten hinaus ins Dunkel und glauben an den Sieg. Und schreiten — und Schritt für Schritt findet der Fuß Boden, und immer so viel Licht ist da, daß man den nächsten Weg sieht. — Und ihr Herz wird auf einmal so fest und so getrost — und siehe da, sie schreiten durch das Dunkel so frei und leicht, jetzt nicht mehr eine verlorene Schar! Und sie spüren: hier ist der Bruder, da ist der Bruder, vornan der Führer; wir fürchten uns nicht, der Sieg ist unser!

Brüder und Schwestern! Auch uns ist einer vorangegangen, ein einziger, der es gewagt hat, in das Dunkel der Welt hineinzuschreiten, ganz mutterseelenallein. Alle bösen Geister dieser Welt standen wider ihn auf: Sünde, Leid und Tod. Aber ohnmächtig wichen sie vor seinen freien festen Tritten, vor seinen sicheren lieben Händen. Wesenlos sanken sie schließlich unter seinen Liebesworten am Kreuz zusammen. Mit Siegruf grüßte der auferstandene Lebendige die Seinen.

Wißt Ihr, was seine Kraft war, sein stilles großes Geheimnis? Des Vaters Hand. Die ließ der Sohn nicht los. Mitten in all dem Unsinn des Lebens wußte er Gottes Geschehen.

Der Feldherr hat gesiegt. Nun ruft er auch uns. Gerade auch Ihr Älteren seid aufgerufen, die Ihr uns gestern vom Dunkel sprach und bekanntet, daß Ihr es doch nicht lassen könnt, zu glauben, daß die Welt neu werden muß. Euch gilt der Siegruf, die frohe Botschaft, das Evangelium, Euch und allen, die aufschreiben nach Licht.

Ihr seid teuer erkaufte, werdet nicht Knechte der Geister dieser Welt! Wenn wir an den Sieg glauben, wenn wir des Vaters Hand fest greifen, wenn wir es wissen, daß wir Gottes Kinder sind auch da, wo wir eigentlich nichts sehen, nichts wissen, nichts fühlen, dann schreiten auch wir unbeirrbar ins Dunkel hinein, und es wird ein sicherer Weg sein, Schritt um Schritt, leicht und frei.

Ihr kennt wohl das Märchen, da gehen zwei — der eine ist verzaubert zu einem wilden Tier, die andere soll sein Gefelle sein — durch einen finsternen Gang, und rechts und links sind die Wände voller Schlangen und Ungeheuer; und das Mädchen schreitet an der Seite des wilden Tieres mitten zwischen Schlangen und Ungeheuern hindurch und sagt immer den Vers: „Dreh' dich nicht um, nicht rechts, nicht links, immer gradzu, denn hast du Ruh!“ Und siehe da — plötzlich, auf einmal, ist das Schlangenhau ver-

wandelt in ein Königsschloß, das wilde Tier neben ihr ist ein Mensch mit einem schlagenden Herzen und steht freudig und prangend vor ihr.

Wenn wir so sieggläubig treubleiben, so wird und muß sich dann auch die Welt wandeln, in uns und um uns.

Ihr kennt die alte Sage von jenem Ritter, der aus Jerusalem das Kerzenlicht, das heilige, vom Grab Christi mit heim brachte. Kein Sturm und kein Mensch konnte und durfte das heilige Licht ausblasen.

So muß es licht werden im Dunkel, wenn wir den lichten Siegglauben bewahren. Hell muß das Gottesesbild herausleuchten aus unserem Wesen. Und das Ja Gottes über die Menschen wird dann auch zu einem Ja Gottes über die Welt. Wie Sprengkraft muß es dann von uns ausgehen in alle Beziehungen der Welt hinein und sie neu ordnen nach dem Sinn Gottes, daß neu werde Familie, Wirtschaft, Volk und Kirche. Dann wird, wie von unsichtbaren Händen gebaut, wieder der Dom über uns sich wölben, und fest wird er stehen im Sturme der Welt.

Und dann werden wir auch wieder etwas wissen vom „Bund“, der Bruderschaft der Menschen, die „nicht träge schlafen, sondern wachen und nüchtern sind“ an dem Platz, an den sie Gott gerufen, aufbruchbereit, mit einem „Herzen, das seiner Sache gewiß ist und sich vor keinem Schrecken fürchtet“, „als Kinder des Lichts“ hindurchzuschreiten durch die Nacht der Zeit mit dem Glauben an Gottes Tag! Amen.

Die Kampfweibe.

Ist Gott für mich, so tret' gleich alles wider mich;
so oft ich ruf und bete, weicht alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott,
was kann mir tun der Feinde und Widerfacher Rott?

Die Welt, die mag zerbrechen, du stehst mir ewiglich;
kein Brennen, Hauen, Stechen soll trennen mich und dich;
kein Hunger und kein Dursten, kein Armut, keine Pein,
kein Joen der großen Fürsten soll mir ein Hind'ring sein.

Kein Engel, keine Freuden, kein Thron, kein Herrlichkeit,
kein Lieben und kein Leiden, kein Angst und Fährlichkeit,
was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß,
der keines soll mich lenken aus deinem Arm und Schoß.

Gebet — Stillgebet — Vaterunser — Segen.

Unser Weg, unser Kampf, unser Dienst.

(Rede bei der festlichen Bundesversammlung in Chorin.)

Wilhelm Stählin.

Es hat seinen Sinn und sein Recht, daß wir unsere festliche Bundesversammlung unmittelbar an die Stunde der Andacht fügen und daß wir dabei dem großen Ernst dieser feierlichen Stätte nicht entfliehen. Damit ist zugleich ausgesprochen, was das meint und bedeutet: „festliche Bundesversammlung“. Fest und Feier unseres Bundes heißt für uns mehr als daß wir uns freuen, einander wieder in die Augen zu sehen und Grußworte miteinander zu tauschen; es darf nicht heißen, daß wir uns an den großen Worten, die uns lieb und vertraut sind, berauschen; das Fest des Bundes bedeutet uns immer zugleich

Ernst und Tiefe, Besinnung und Rechenhaft. So wie man von einer ehrfürchtigen Stille ergriffen wird, sobald man hier in diesen Klosterhof schreitet, so zwingt uns das Fest, uns in Stille und Ernsthaftigkeit zu besinnen über den Weg, den wir gegangen sind, über das Schicksal, das uns aufgetragen ist, über den Dienst, zu dem wir verpflichtet sind.

Dabei können wir nicht von unserem Bund reden, als ob er eine Welt für sich wäre. Wir sind vielleicht stärker als mancher andere Bund hineinverstrickt in das, was um uns her in dem deutschen Volk und seiner Jugend geschieht; und wir bekennen uns ehelich zu dem Zusammenhang mit diesem Gesamtschicksal. In dem Augenblick, wo wir uns aus diesem Zusammenhang lösen wollten, würden wir irgendwelchen, vielleicht sehr eigensinnigen Idealen nachjagen, statt gehorsam den Dienst zu leisten, der uns in der wirklichen Welt aufgetragen ist. Es war ein notwendiges Bekenntnis zu diesem Zusammenhang, als unser Bund auf seiner Magdeburger Tagung sich der in ihn hineinschlagenden Welle der Jugendbewegung öffnete; aber ebenso notwendig ist damit zu rechnen und anzuerkennen, daß die Gesamtlage der Jugend, und damit auch unsere Aufgabe, heute eine völlig andere ist als vor zehn Jahren.

Es liegt freilich über uns wie ein Fluch, daß sich mit einer so unbeimlichen Geschwindigkeit Jahr um Jahr das Angesicht der Zeit wandelt. Es kann ein Fluch sein! Denn die Zeit geht wirklich dahin wie ein Strom, und es ist uns manchmal bange darum, daß auch wir von den Wirbeln einfach fortgerissen werden, ohne Stetigkeit und Treue. Immer wieder steht etwas anderes neu und groß und stark vor uns, immer wieder sind es andere Worte, die uns begeistern, immer wieder neue Aufgaben, denen wir uns zuwenden. Ist nicht unsere Rede von der sich wandelnden Zeit doch nur eine Auerede für unsere eigene Unbeständigkeit? Das ist eine große, schwere Gefahr! Und doch können wir dieser Gefahr nicht dadurch entgehen, daß wir uns klammern an das, was früher einmal war und gegolten hat. Wir können und dürfen nicht einfach alle zwei Jahre das Gleiche, als das unbedingt Richtige und Selbstverständliche sagen. Wir sind immer von neuem aufgerufen, ganz lebendig in der gegenwärtigen Stunde zu stehen und ihr zu dienen. Wir müssen lernen und immer wieder darum ringen, beides miteinander zu verbinden: die volle und erschütterte Treue gegen das besondere Erbe, das uns aufgetragen ist, und die ehrliche Aufgeschlossenheit für die Wirklichkeit der sich wandelnden Welt.

Die Lage des jungen Geschlechtes ist nicht die gleiche wie in der Zeit, da unser Bund gegründet worden ist; nicht die gleiche wie in der Zeit, wo die Lebensformen der Jugendbewegung uns und vielen andern rechts und links von uns alle Fragen selbstverständlich gelöst haben. Wir wollen nicht sagen — weil es nicht wahr ist —, daß die Jugendbewegung tot ist. Aber wir wissen, daß heute nicht mehr die Zeit der stark und lebendig rauschenden Ströme ist! Wir wissen, daß es nicht mehr die Zeit ist, wo junge Menschen mit der ganz selbstverständlichen Sicherheit der Jugend sich und dem, was in ihnen lebendig war, die Kraft zugetraut haben, eine neue Welt zu bauen. Die starke und freiquellende Lebendigkeit der eigentlichen Jugendbewegung war ein einmaliges Ereignis; das ist heute Vergangenheit und kann auf gar keine Weise künstlich fortgesetzt werden.

Aber damit ist nicht die Jugendbewegung selber abgetan; nur ihr Angesicht und die tragenden Kräfte sind völlig verwandelt: nicht mehr der überschweng-

liche Glaube an den Anbruch einer neuen Zeit, sondern eine Sachlichkeit und Nüchternheit, die der alten Jugendbewegung völlig fremd war. Die Älteren aller Bünde stehen jenseits alles Kausches vor den ersten und schwerwiegenden Fragen der sachlichen Eingliederung in die gegebenen und nicht von heute auf morgen zu ändernden Lebens- und Arbeitsgebiete. Für die Jüngeren hat weithin der revolutionäre Wille und das Pathos bestimmter Lebensformen die Bedeutung verloren; wesentlich unproblematisch finden sie sich erstaunlich leicht und gut mit dem Leben, wie es nun einmal ist, zurecht; und was sie erfüllt, ist nicht die romantische Gestaltung eines eigenen Jugendreiches, sondern die körperliche, sportliche oder technische Leistung.

Das alles ist zunächst nicht von unserem Bund, sondern von der großen Masse der unbündischen Jugend gesagt. Aber bis zu einem hohen Grad hat doch auch ein Bund wie der B.V.J. Anteil an dieser Wandlung der gesamten Lage. Die Zeit des Enthusiasmus eines übermächtig neuen Lebens ist vorbei. Die äußeren Formen, die die Jugendbewegung unserem Bundesleben und seinen Sätzen gegeben hat, sind uns selbstverständlich geworden; wir freuen uns des guten und geschlossenen Bildes, wie wir es in diesen Tagen sehen und zeigen dürfen; aber wir reden kaum darüber. Das „Neue“ ist feste Sitte geworden und gibt den heilsamen Zwang und Halt, der eben von einer guten Sitte ausgeht. Die Wandlung der Lage wird offenbar an unserem Verhältnis zu den Magdeburger Leitsätzen unseres Bundes. Niemand unter uns denkt daran, den Weg, den wir damals geführt worden sind, als einen falschen Weg zu verlassen oder die Aufgaben, zu denen wir uns damals bekannt haben, zu verknugnen. Aber die Aussprache, die in unseren Blättern in den vergangenen Monaten über die Magdeburger Sätze geführt worden ist, entspringt doch der richtigen Erkenntnis, daß diese Sätze das Wort einer ganz bestimmten Stunde gewesen sind, daß diese Stunde vergangen ist, daß wir heute über alle diese Dinge in einem anderen Ton, sozusagen mit einem anderen Vorzeichen reden müssen. Gewiß, wir wollen nach wie vor Menschen sein, die im Bewußtsein ihrer eigenen Verantwortung ihr eigenes und ihres Volkes Leben selbständig gestalten; aber viele unter uns sind unsicher geworden, ob mit Selbständigkeit und Verantwortung vor dem eigenen Ich das Letzte und Wichtigste gesagt ist; ob es nicht vielmehr eine Verantwortung vor den großen objektiven Mächten der Geschichte gibt; letztlich und ganz entscheidend eine Verantwortung vor einem unbedingten Anspruch, unter dem unser Leben steht; was ist Maßstab und Urteil, vor dem wir Verantwortung zu tragen haben? Gewiß, ein reiner und offenbar geselliger Verkehr der Geschlechter untereinander scheint uns auch heute als eine wesentliche Aufgabe unseres Bundeslebens; aber wir sehen viel schärfer die Schwierigkeiten dieser Aufgabe, die Gefahr einer unwahren Kameradschaft, alle die Fragen und Nöte der Bereitung für die Ehe und des Lebens in der Ehe selbst. Daß unsere Tagungen von Alkohol und Tabak frei sind, ist uns eine Selbstverständlichkeit, über die nicht mehr geredet zu werden braucht; aber wir sind nicht mehr der Meinung, daß von diesem einen Punkt aus schon ein neuer Lebensstil begründet werden könnte; manche unserer Älteren, die doch wirklich zu uns gehören, haben den Kampf gegen die alten Lebensformen in Tanz, Geselligkeit usw. als aussichtslos und — als unwesentlich aufgegeben. — Unser Urteil über Kino und Schundliteratur ist nicht milder geworden; aber die Zeit, in der dagegen mit Pathos gekämpft

wurde, ist doch vorbei; denn wir sehen, daß es unmöglich ist, diesen einen besonders sichtbaren Teil aus der Gesamtgestalt des Lebens herauszugreifen, daß die Dämonien des Lebens größer sind, als ein paar Kinostüde und Schundhefte, und daß wir die furchtbaren Mächte unseres wirtschaftlichen und unseres politischen Lebens mit unseren Worten nicht überwinden. — Das Wort von der freien Volkskirche drückte in der Sprache der damaligen Zeit eine große Hoffnung aus, zu der wir uns auch heute bekennen, und wir entdecken in den mannigfaltigsten Hüllen und Verkleidungen die große ernsthafte Sehnsucht nach einer wahrhaften Kirche als Stätte der Wahrheit, der Bruderschaft und der Kampfgemeinschaft; aber wir sehen schärfer als damals, wie schwer gerade den Menschen dieser Sehnsucht oft das Verhältnis zu der sichtbaren und organisierten evangelischen Kirche ist, und daß sich jene Hoffnung oft als Kampf gegen diese Kirche oder als kirchenpolitischer Kampf in dieser Kirche auswirken muß. „Wir erstreben eine Volks- und Völkergemeinschaft im Geiste Jesu“; wenn wir sachlich etwas anderes wollten als das, was diese Worte damals meinten, so würden wir nicht in den Mittelpunkt der gegenwärtigen Tagung das Thema „Jugend und Volk“ gerückt haben; aber die Geschichte der Jahre, die dazwischen liegen, macht es uns doch unmöglich, uns an dem Ideal der „Volksgemeinschaft“ oder der „Völkergemeinschaft“ zu berauschen; wir sehen mit unerbittlicher Klarheit all das, was die Volksgenossen, vor allem „bürgerliche“ und „proletarische“ Welt, und was die Völker voneinander trennt und trennen wird; wir ahnen klarer als damals, daß in der wirklichen Geschichte nicht aus guter Meinung heraus Ideale verwirklicht werden, sondern, daß die Geschichte ein unendliches Ziel hat, um das jedes Geschlecht mit neuem Ernst und neuen Opfern ringen muß.

So müssen wir also zu unseren Magdeburger Sätzen an jedem einzelnen Punkt ja und nein zugleich sagen. Wir können sie nicht preisgeben, als ob wir uns des optimistischen Uberschwanges von damals zu schämen hätten, und wissen doch, daß wir heute eben nicht so reden können und dürfen. In unserer heutigen Lage kann und darf niemand so begeistert und beschwingt über die Lage und das Schicksal des jungen Geschlechts reden wie in den Jahren der schöpferischen Jugendbewegung. Das braucht man denen, die selbst durch die Jugendbewegung hindurchgegangen sind, nicht zu sagen; aber gerade die älteren Menschen, die ihre Hoffnung auf die Jugendbewegung gerichtet haben, werden nun leicht müde und verzagt, wenn die schöpferischen Kräfte, auf die sie immer noch warten, versagen und versiegen. Darum sind auch unter uns manche in Sorge und Müdigkeit. Es gibt eine Müdigkeit, deren man sich nicht zu schämen hat, weil sie ein ehrliches Erkennen und Eingestehen der ganzen Größe der Not und der Aufgabe ist; es gibt eine Verzagtheit, deren sich auch der Starke nicht zu schämen braucht, das ehrliche Eingeständnis, daß man nicht immer seines Weges sicher, nicht immer des Sieges gewiß ist; aber es gibt eine andere Müdigkeit, die aus mangelnder Einsicht in die wirkliche Lage, aus mangelndem Gehorsam gegen die wirkliche Aufgabe kommt. Diese Müdigkeit macht verzagt und schwach, trübt den Blick, lähmt den Willen, ertötet die Verantwortung.

Daraus erwächst nun eine doppelte Gefahr, die wir rings um uns her, zum Teil auch in unseren eigenen Reihen spüren. Wir sehen um uns her in der Gesamtmasse der Jugend einen erschütternden Mangel an

Verantwortung, an kämpferischem Willen, an sittlicher Widerstandskraft; aber wir können doch keineswegs über diese unsere Brüder und Schwestern nun einfach moralisch aburteilen, weil wir zu klar wissen, wie viel Müdigkeit, Verzweiflung, Hilflosigkeit und Katlosigkeit darin steckt. Nur aus dem Glauben an ein verpflichtendes Ziel, nur aus einer innersten Lebensgläubigkeit erwächst Kampfeswille und Verantwortung. Aber vielleicht ist die andere Gefahr heute noch bedrohlicher: daß man versucht, den Mangel ursprünglichen Lebens und lebendiger Kraft durch umso größere Worte zu verdecken. Wir sehen rings um uns her die Beispiele für diese Verfestigung in dem Kultus hoher „Ideale“ für diesen Götzendienst der Begriffe und Schlagworte. In großen Worten sucht man Ersatz für die mangelnde Blut des Herzens. Aber ein Mensch, der ein brennendes Herz hat und kann nicht sagen, was in ihm brennt, und dessen Schrei vielleicht gottlos über seine Lippen kommt, ist tausendmal mehr wert als der Mensch, der aus leerem Herzen große Worte hinausruft! Wir werden nicht zu behaupten wagen, daß wir etwa nur an anderen diese Gefahr wittern. Es ist unsere Gefahr, daß wir in einer bestimmten Jugendbewegungsideologie zurückbleiben und fast gewohnheitsmäßig unsere Jugend mit einem beglückenden Bewußtsein ihres Anders- und Besserseins erfüllen, sie dadurch hindern, sich ganz nüchtern und „welt-offen“ in das Leben zu stellen, und sie statt dessen mit Ansprüchen erfüllen, die dann in der Begegnung mit dem wirklichen Leben schmerzhaft zerbrechen. Ein Bund, der dieser Gefahr erliegt, würde mehr Verführung als Führung für die ihm zugehörige Jugend bedeuten. Dieser Gefahr wollen wir ganz ernsthaft ins Auge sehen. Die Angst um die peinlichste Wahrhaftigkeit in religiösen Dingen hat uns auf unserem ganzen Weg begleitet; das soll gewiß nicht anders werden! Aber laßt uns mit der gleichen Ernsthaftigkeit wie gegen die religiöse und kirchliche Phrase gegen die Jugendbewegungssphäre kämpfen!

Es will mir freilich so scheinen, als ob diese Gefahr heute bei den Älteren und Alten noch größer sei als bei den eigentlich Jungen. Es ist in diesen Tagen von einem unserer Gäste ausgesprochen worden, daß die Alten in ihrer Müdigkeit sich an dem ungebrochenen frischen Lebenswillen der Jugend aufrichten müßten und könnten. Ich bezweifle, ob damit die gegenwärtige Lage richtig beschrieben ist. Ich sehe zu viele Menschen der alten Generation, die sich in ihrer tatsächlichen Katlosigkeit zu dem Betäubungsmittel der hohen „Ideale“ flüchten und nun gerade darüber klagen, daß die Jugend so arm an Idealen sei, so wenig Begeisterung habe, so furchtbar nüchtern geworden sei; und nun werden uns von allen möglichen Seiten die großen Worte und Ideale, die man bei unserer Jugend vermisst, angeboten. Die Alten sind „Idealisten“ geworden, und es ist nicht nur die oberflächliche, einem leichten Genüßleben oder dem bloßen Erwerb hingegebene Jugend, sondern gerade die echte, lebendige, verantwortungsvolle Jugend, die sich gegen diese Worte, in denen sie sich selber nicht wiedererkennt, leidenschaftlich wehrt. Gerade hier ist ein echtes Erbe der Jugendbewegung wirksam, wenn wir junge Menschen sehen — wir wollen ihre Zahl gewiß nicht überschätzen —, die nun gerade nüchterner, sachlicher, wirklichkeitsnäher geworden sind, und es ist der beste Beweis für die Echtheit dieser Stimmung, wenn sie sich gerade auch gegen die von der Jugendbewegung überkommenen Redeweisen und Lebensformen wendet.

Unsere „Weltoffenheit“ besteht heute darin, daß wir die Dinge und uns selber so sehen, wie sie, wie wir wirklich sind; mit dieser nüchternen Sachlichkeit schützen wir uns am besten vor der uns anfallenden Müdigkeit (denn man wird immer dann müde, wenn man etwas zwingen will, was innerlich unwahr und unmöglich ist!) und vor der Gefahr, unsere Aufgabe mit hohen Worten zu verfälschen. Wir werden also sehr sparsam sein müssen mit großen Worten von dem, was wir wollen, wie wir die Welt gestalten wollen.

Um so ernsthafter werden wir von der Aufgabe reden dürfen, die wir tatsächlich haben. Ich sehe solche Aufgaben wesentlich auf zwei Gebieten.

Wir haben in der gestrigen Bundesversammlung in den ersten Paragraphen unserer Satzung das Wort von der Lebens- und Erziehungsgemeinschaft der Jungen und Mädchen, Männer und Frauen aufgenommen und haben damit Ja gesagt zu der Tatsache, daß es durchaus nicht nur Jungen und Mädchen, auch nicht nur junge Menschen, sondern zum Teil reisende und reife Männer und Frauen sind, die in unserem Bund eine Heimat suchen und haben. Wir mögen wohl die Gefahr sehen, daß „die Älteren die Jüngeren erdrücken“; wir mögen darauf bedacht sein, daß der Charakter eines Jugendbundes nicht verwischt werde; aber es hieße doch mit Grundsätzen das Leben totschlagen, wenn wir die Älteren aus der Lebensgemeinschaft unseres Bundes hinausweisen und uns den Aufgaben, die sie uns stellen und stellen müssen, entziehen wollten. Wohin sollten wir dann unsere Älteren schicken? In den Beruf? Gewiß, sie sollen sich in ihrem Beruf bewähren; aber wie viele unserer Männer und Frauen haben denn einen Beruf, der ihr Leben ausfüllen und ihrer Seele eine Heimat geben kann? In die Parteien? Gewiß, sie sollen in die Parteien eintreten; aber die erschütternde Katlosigkeit von vielen tausend jungen Menschen bei der letzten Reichstagswahl hat doch wohl selbst den verstocktesten Parteimännern das Auge dafür geöffnet, daß die durch die Jugendbewegung hindurchgegangene junge Generation wirklich bei keiner der bestehenden Parteien einfach und ohne schwerste innere Not sich zugehörig fühlen kann. Und wenn, so könnte und dürfte es doch nicht mehr sein als eine Kampfsgemeinschaft auf dem einen, dem politischen Gebiet; aber Lebens- und Erziehungsgemeinschaft, wie sie auch der reife Mensch sucht und braucht? In die „Gemeinde?“ Gewiß, viele unserer Älteren haben den Weg in eine Gemeinde von Männern und Frauen gefunden; und wir wünschten brennend, daß wir noch vielen anderen eine wirkliche und lebendige Gemeinde, nicht als theologische Konstruktion, sondern einen wirklichen Kreis lebendiger Menschen zeigen könnten: Siehe, da gehörst du hin, da ist deine Heimat! Aber wir wissen sehr wohl, wie viele Männer und Frauen ganz „elend“, ohne Land, ohne geistige Heimat ihren Weg gehen müssen. An ihnen kann und muß darum ein Bund wie der unsere einen stellvertretenden Dienst leisten; nur daraus, daß er für viele unserer Älteren nicht mehr bloß Jugendbund ist, sondern zugleich Stätte der Erwachsenenbildung, politische Gesinnungsgemeinschaft, Heimat und Volk und Kirche, jawohl, auch Kirche darstellen und ersetzen muß, nur daraus erklärt sich die zähe Liebe, mit der diese Älteren auf dem Boden ihres Jugendbundes bleiben und bleiben wollen. Wenn das freilich mehr sein soll als eine romantische, steifen gebliebene Jugendliebe, so muß der Bund eine ernsthafte „Erziehungsgemeinschaft von Männern und Frauen“ sein; eine Gemeinschaft von Menschen, die nicht mehr in ihr Jungsein verliert sind, sondern als Männer und Frauen sich in ihrer Lebenswirklichkeit zurechtfinden; das bedeutet vor allem anderen sach-

liche Orientierung über die Lebensgebiete, in die wir hineingestellt sind, wirtschaftliche und politische Bildungsarbeit; Ringen um die Fragen der kulturellen Gestaltung, der Volksbildung, der sozialen Beziehungen von der Familie bis zum Völkerbund — kurzum, alle die Fragen, mit denen „Unser Bund“ in einer vorbildlichen Weise, für die wir alle dankbar sind, beschäftigt ist.

Und die Jüngeren? Das ist die andere, eigentlich nicht die zweite, sondern die erste Aufgabe! Haben wir ihnen etwas entzogen, etwas an ihnen veräußert, wenn wir von einer Lebens- und Erziehungsgemeinschaft von Jungen und Mädchen, von Männern und Frauen reden? Ich meine, gerade darin liegt ein großer und unerfeglicher Wert unseres Bundes, daß er die jungen, heranwachsenden Menschen in eine ganz enge Zusammengehörigkeit mit solchen führt, die nicht mehr jung, sondern eben Männer und Frauen sind. Es war und ist immer die entscheidende Werdehilfe für junge Menschen, daß sie in ihrer persönlichen Nachbarschaft Männer und Frauen sehen, die nicht mehr

nach der frühwundenen Jugendzeit schieben, sondern mit Wissen und Willen reif geworden sind. Der Abstand soll nicht verwischt werden, die Jungen sollen jung sein, und die Männer und Frauen sollen nicht jung sein wollen; sonst wird daraus eine ganz und gar „verlogene Brüderlei“, eine widerliche Verwischung und Vermengung der Altersstufen, denen Gott verschiedene Aufgaben gegeben hat. Ich wiederhole: Darin, daß Männer und Frauen da sind, neben und mit den jüngeren Menschen, darin liegt die beste Jugendführung. Denn allerdings: wenn wir vor neun Jahren gesagt haben, wir wollten immer mehr aus bloßer Jugendpflege in Jugendbewegung hineinwachsen, so sagen wir heute, dankbar für den Weg, den wir geführt worden sind, daß es unsere Aufgabe ist, die uns in der Jugendbewegung geschenkten Erkenntnisse in der Jugendführung lebendig und fruchtbar zu machen. Es soll nur niemand in unserem Bund oder vor allem außerhalb unseres Bundes meinen, diese neue Hinwendung zu den Aufgaben der Jugendführung bedeute etwa, daß wir nun weniger scharf als bisher kämpfen wollten gegen jene unerschütterte, zielsichere Art von Jugendpflege, die die jungen Menschen nach bewährten Methoden auf bestimmte Begriffe, Ausdrücke, Erlebnisse, Bekenntnisse dressiert. Freilich wird auch das fröhliche Jugendspiel sofort zu einer schlimmen Verführung, wenn man es zu einer großen weltverneuernden Tat aufbauscht. Ich bekenne, daß ich darin eine Gefahr sehe, wenn da und dort Gruppen unseres Bundes ohne jeden höheren Sinn und Zweck zusammenkommen, ein bißchen miteinander zu singen und tanzen oder sonst irgend etwas vergnüglich miteinander treiben, und das dann mit der ganzen feierlichen Wichtigkeit eines „Bundes“ umkleiden. Ein Bund ist eine Lebens- und Erziehungsgemeinschaft; wenn er das nicht ist, ist er eine lächerliche Anmaßung und Komödie. Wir wollen unsere jungen Freunde zu einer nüchternen Erkenntnis und einem verantwortlichen Ernst dem Leben gegenüber führen. Man möge das recht verstehen. Gott behüte uns davor, daß da eine Jugend heranwächst, die keinen Sinn mehr hat für Romantik, die nicht auch einmal ganz verrückt sein könnte, ganz jugendhaft ohne Ueberlegung. Aber wir wollen allerdings eine Jugend, die unserer Zeit und ihren Lebensformen und Aufgaben nicht in irgendeiner sentimentalen Feindseligkeit, in einer immerlich unwahren Stuchhaltung gegenübersteht. Die lebendigsten der heute jungen Menschen stehen nicht mehr gleich dem alten

Wandervogel in dieser romantischen Fluchthaltung, sondern sind bereit, sich wach, lebendig, tatenfroh in die heutige Welt, in die Welt der Technik und der Wirtschaft hineinzustellen und statt aus der Großstadt zu fliehen in der Großstadt eine neue Heimat zu bauen. Wenn unsere jungen Freunde den Willen und die Kraft dazu durch unseren Bund verlören, dann hätten wir Führer unserer Dienst schlecht erfüllt. Nur in dieser mächtigsten Bereitschaft wird das Leben ernst genommen. Diesen Ernst haben nicht etwa wir erfunden, um damit die Jugend zu beherrschen und zu verzwangeln, sondern es ist der Ernst, der über unserem ganzen Menschenleben, auch dem Leben des jungen Menschen, tatsächlich liegt; nicht unser Ernst, sondern der Ernst Gottes, der unserem Leben einen Sinn und eine Ordnung, eine Aufgabe und ein Ziel gegeben hat. Gerade diesen Ernst des göttlichen Anspruchs auf unser Leben, der innersten Gebundenheit an einen Willen, der nicht unser Wille, auch nicht unser Ideal ist, den Ernst einer letzten Verantwortung auf den Ruf Gottes, gerade dieses alles dürfen wir einander, dürfen wir unseren jungen Freunden nicht vorenthalten, wenn wir eine „Lebens- und Erziehungsgemeinschaft“ und nicht bloß ein spielerischer, sich selbst genießender Freundeskreis sein wollen.

Dadurch, und ich glaube nur dadurch, wird auch der echte Kampfeswille lebendig erhalten. Das ist vielleicht die größte Gefahr der veränderten Lage, daß der Kampfeswille erlahmt, daß nicht mehr die Jungen sich durch ihre Lebensformen zu einem großen und guten Kampf bekennen wollen, daß nicht mehr die Älteren sich eingeordnet wissen in eine gemeinsame Front der kämpfenden Menschen.

Aber es ist besser, der Kampfeswille ist erlahmt, als er ist in der Wurzel falsch. Es gibt eine falsche Kampfesparole, die nur aus der Angst kommt und im Grund nur ein Deckmantel der eigenen Schwäche ist. Aber ein Kampf, der aus dem Haß und aus der Schwäche kommt, ist von vornherein verloren. Man kann nicht kämpfen, ohne einen großen Glauben in sich zu tragen. Man kann nur kämpfen, wenn man auf einen Posten gestellt ist und hier für eine Ordnung zu kämpfen hat, die selbst nicht von Menschen gemacht ist. Darum ist es gut und notwendig, von diesem Kampf so zu reden, daß nicht der „Feind“, sondern das Ziel genannt wird, um das gekämpft werden soll.

Das ist noch aus einem Grund notwendig. Weil die Front, in die wir uns einzuordnen haben, nicht einfach in irgendeiner kirchlichen oder politischen Gruppe da ist, gerade darum kann aus der notwendigen Unabhängigkeit sehr leicht eine schwächliche Neutralität werden, die ihre eigene Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit als überlegene Freiheit ausgibt. Wir haben in diesen Tagen gespürt: es geht nicht an, daß wir nur negativ sagen: „Der Bund dient keiner kirchlichen oder politischen Partei“; es muß positiv Sinn und Ziel unseres Kampfes genannt werden: „Unser Bund kämpft für eine Durchdringung und Erneuerung aller Lebensgebiete.“ Nicht als ob damit eine neue Aufgabe bezeichnet wäre, der wir uns von jetzt ab, im Unterschied von der Vergangenheit, zuwenden wollten; das Wort bezeichnet keinen inneren Wendepunkt unserer Bundeshistorie; es bedeutet nur, daß es heute notwendig ist, diese uns von allem Anfang an aufgetragene Kampfeshaltung besonders zu unterstreichen.

In diese Kampfesaufgabe sind nun aber wirklich auch die Jüngeren und Jüngsten mit eingeschlossen. Sie haben zunächst keine nach außen gerichtete Aufgabe; es ist doch im Grund lächerlich, wenn die Jugend, nicht die junge Generation, sondern die eigentliche Jugend die Welt erneuern will. Aber es ist

dem werdenden Menschen zunächst, wirklich zunächst, sein eigenes Leben anvertraut als das Stück Welt, das er nun wirklich mit seinem Willen durchdringen, immer wieder von Irrtum, Verwirrung, Bosheit und Verleththeit reinigen und so immer wieder erneuern soll. Je weiter wir innerlich von dem blinden Lebensoptimismus der früheren Jugendbewegung entfernt sind, desto unabweisbarer liegt diese Kampfsaufgabe auf unserem Wege. Es ist eine Kampfsaufgabe, alle Gebiete des Lebens, das ganze leibliche Leben, die körperlichen Triebe, die geistige Bildung, die ganze Welt des Vergnügens, die Beziehungen zu anderen Menschen und vor allem das ganze Arbeitsleben wirklich zu „durchdringen“, von innen her zu gestalten und einem einheitlichen Lebenssinn zu unterwerfen, und in allem ganz echt und wahr, ganz lebendig und ganz gehorsam zu sein. Nur wer als junger Mensch diesen Kampf mit allem Ernst und aller Treue geführt hat, ist wirklich brauchbar für den großen Kampf um eine neue Welt, der dem reifen Menschen aufgetragen ist: „Durchdringung und Erneuerung aller Lebensgebiete — im Geist des Evangeliums.“

Das Evangelium ist das, was uns im letzten Grund zwingt, diesen Kampf zu führen, was uns hindert, uns in einer schwächlichen Neutralität zu beruhigen; was uns davor bewahrt, in diesem Kampf bloß uns selber wichtig zu machen oder unsere eigene Unfähigkeit hinter großen Worten von einer neuen Welt zu verstecken. Was heißt das „im Geiste des Evangeliums?“ Manche unter uns haben eine Scheu vor diesem Wort, weil sie einen zu schlimmen Eindruck von der Veräußerlichung, der Entleerung und dem Mißbrauch dieses Wortes haben. Um so mehr haben wir die Pflicht, zu sagen, was wir damit meinen.

Das kann und soll nun freilich nicht mit ein paar Worten, gleichsam nebenbei gesagt werden. Es ist eine unendliche und uns immer von neuem gestellte Aufgabe, das richtig und unmißverständlich zu sagen.

Wer das Wort „Evangelium“ in den Mund nimmt, der ist vor allem zu einer ganz bestimmten Blickrichtung genötigt, so wie wir es hier jetzt in diesem Gotteshaus äußerlich und im Gleichnis erleben. Wir kleinen Menschen stehen in der großen Halle und schauen ehrfürchtig auf zu etwas, was größer ist als wir. Das, was größer ist als wir, das ist kein Hirngespinnst, keine „Idee“, sondern eine lebendige Wirklichkeit. Wenn wir in Worten davon sammeln, so rühren die Worte an den letzten Grund, auf dem wir stehen. Wir sagen es mit einer heiligen Scheu — und nur so darf man davon sprechen —, daß in dieser Welt Gott am Werk ist. Es bricht in diese Welt immer wieder etwas hinein, was nicht die Welt und nicht von der Welt ist! Und man kann „glauben“, wie unsere Kirche mit unseren Vätern sagt; man kann sich der unsichtbaren Macht in die Arme werfen und glauben, daß wir in ihr geborgen und gehalten sind. Das ist, wie wenn man ins Wasser springt und glaubt, man geht nicht unter, oder wie wenn man im Dunkel über einen Graben springen soll und drüben steht einer und sagt, du kannst springen, und man wagt es und springt ins Dunkel und kommt auf festen Boden, — oder wie wenn man im kleinen Segelschiff über den Ozean fährt und glaubt, drüben wieder an Land zu kommen. Es ist der Glaube, daß über dieser Welt und in dieser Welt eine Kraft da ist, die uns trägt; der Glaube, daß man sich von dem Gott, der in diese Welt hineinwirkt, tragen und führen lassen kann; wer das glaubt und wagt, der ist der starke Mensch, der durchfindet durch die Welt. Nicht für den ist Gott und das Evangelium von dem lebendigen Gott

da, der aus der Welt flücht, sondern da wo Menschen hier auf der Erde ganz wirklichkeitsnah und welttoffen und dienstbereit stehen, da ist ihnen der lebendige Gott nahe und sendet sie als seine Zeugen täglich von neuem in diese Welt.

Das Evangelium rührt an ein letztes Geheimnis. Wer das Wort in den Mund nimmt, ist — wie wir hier in dieser Klosterkirche — genötigt zum Blick nach oben; und der Blick nach oben wird zum Blick auf das Kreuz. Wir haben hier in der Kirche das hohe Kreuz gezimmert und aufgerichtet; zu dem müssen wir schauen. Es ist nicht nötig, daß wir vom Kreuze reden, es ist dennoch da; und wenn wir es gar nicht sähen und sehen wollten, es wäre doch da; und wenn es hier nicht aus Holz aufgerichtet stünde, es stünde doch über unserem Leben! Es ist in der Tiefe unseres Lebens da als ein großes, unfassliches Geheimnis, als das Geheimnis des Opfers; es ist das tiefste Geheimnis der Welt, daß in ihr Christus lebt, der sich für diese Welt kreuzigen läßt; und immer wieder müssen Menschen da sein, die sich an das Kreuz schlagen lassen, die treu sind bis zum letzten Blutstropfen, die ihr eigenes Dasein nicht liebhaben, die bis in den Tod ihr Leben geben für ihre Brüder.

Ueber uns allen steht unentrichtbar und unverbrüchlich das Lebensgesetz von Sterben zu Auferstehen! Wer den Weg gehorsam geht, dringt durch das Sterben zu neuem Leben, wie sich das Samenkorn im Tode zur Frucht wandelt. Dieses Geheimnis ist wirklich Evangelium, frohe Botschaft. Stärker als frühere Geschlechter, so meinen wir wenigstens, sind wir heute in das Todesgeschick hineinvertickt. Und dahinter lauert das graue Gespenst der Sinnlosigkeit. Das ist die besondere Not unserer Zeit, die überall drohende Angst, daß dieses Leben und Vergehen und Verderben ein sinnloser Wechsel sei. Dieses Gespenst der Sinnlosigkeit würde für viele Menschen weichen, wenn sie einmal das Geheimnis des Opfers wirklich sehen und begreifen könnten. Wenn das erst einmal aufleuchtet, daß aus der Tiefe das Leben hervorbricht, daß im Dunkel das Licht sichtbar wird, daß ein Mensch, der gehorsam den Weg des Todes geht, vom Leben umfassen ist, wenn das über dem Menschen aufleuchtet, dann weiß er, was Evangelium ist. —

Da, wo dieses Wort „Evangelium“ ausgesprochen wird, da ist von dem die Rede, was uns zutiefst und zuletzt bindet. Das Wort, — nein, gewiß nicht das Wort, sondern das, was es meint — bindet uns am tiefsten aneinander. Das, was das Wort „Evangelium“ meint, liegt wirklich jenseits aller Unterschiede, die uns voneinander trennen. Das Wort kann trennen — gestern haben wir es wieder erfahren! Einem ist das Wort selbstverständlicher Ausdruck seiner inneren tragenden Kraft, und der Andere denkt an alle die, denen das Wort nichts bedeutet. Evangelium! Es rührt an das, was allein wirklich verbindet. Nicht die Lieder, die wir singen, nicht die Wimpel, hinter denen wir gehen, nicht die Grundsätze oder Ideale, zu denen wir uns bekennen, verbinden uns zuletzt, sondern die Kraft, die uns alle trägt, die Wahrheit, die uns alle verpflichtet, das Geheimnis des Opfers und der Liebe, dem auch unser Leben gehört.

Aber dieses gleiche Evangelium ruft uns zu einem unerbittlichen Kampf; zu einem leidenschaftlichen Nein und zu einem leidenschaftlichen Ja; „Nein“ zu allem, was böse und verquert, falsch und unrecht ist in der Welt; nicht deswegen, weil es uns nicht gefällt oder weil wir darunter leiden, sondern darum, weil Gott es nicht will! Gott will nicht, daß Menschen wie Tiere vergehen, Gott will nicht, daß Menschen lieblos aneinander vorbeilaufen, Gott will nicht, daß ein Mensch über den anderen sagt: Soll ich meines Bruders Güter

fein? Gott will nicht, daß eines Menschen Leben sinnlos vergeht! Darum Nein zu allem, was Gottes Welt und Gottes Kinder in dieser Welt verderbt! Das ist gestern herausgebrochen; wir müssen dies Nein deutlicher sagen, das Nein des unerschrockenen und treuen Kampfes!

Aber in dem Nein muß zugleich ein Ja lebendig werden! Ein „Ja“ zu dem Ort, an dem wir stehen und zu dem Dienst, den wir hier zu tun haben; ein Ja dazu, daß wir an dem Platz, an den wir gestellt sind in der Wirtschaft, im Volk, in der Familie kämpfen und bauen sollen, zerstören, wo es sein muß, schaffen, wo uns Auftrag gegeben, hier in dieser Welt und jetzt in dieser Zeit. Wir wollen keine Flucht aus der Wirklichkeit, keine in großen Worten klingenden Ideale; wir sagen „ja“ zu dem stillen, treuen Gehorsam des Tages. Manchem unter uns ist das zu wenig. Aber es ist das Größere, das immer wieder unsere Kraft und Hingabe verlangt. Jetzt dürfen wir sagen: „Wir dienen keiner kirchlichen und keiner politischen Partei“; uns sind all diese Dinge zu eng und zu klein, weil wir in einem unendlichen Dienst stehen, in einem Kampf, für den uns jede einzelne Kirche, jede Partei zu eng, zu abgegrenzt, zu klein, zu selbstherrlich ist!

„Evangelium“: Wir haben ein gefährliches Wort in den Mund genommen. Das ist kein Wort, das man auf seine Wimpern stützen kann! Das ist kein Wort, mit dem man selbstsüchtig die eigene Art bezeichnen kann! Mit dem Evangelium ist kein Ruhm zu gewinnen und keine Politik zu machen. Es ist ein gefährliches Wort für alle, die sich damit befassen. Es ist eine tödliche Gefahr für eine Kirche, die bloß mehr eine Kirche der Worte und der äußeren Macht, eine Kirche der Pfaffen geworden wäre! Es ist ein Verhängnis, daß das Wort „Evangelium“ zur Bezeichnung für eine Konfession geworden ist, weil damit für viele Menschen der Blick dafür verdeckt wurde, daß es sich nicht um eine Konfession, irgendeiner Kirche handelt, sondern um die letzte Weite und Tiefe der Welt, um die Sache Gottes, an die wir Menschen zitternd die Hand legen.

Darum wehe uns, wenn wir leichtfertig unsere Hand nach dem großen Wort ausgestreckt hätten! Wenn wir gestern, als wir das Wort in unsere Satzung mit hineinnahmen, etwa doch unsere Scheu vor den großen Worten verloren und verleugnet hätten, dann war es ein unglücklicher Tag. Laßt mich aus tiefer und dankbarer Gewißheit aussprechen, daß es nicht so war. Etwas war da und drängte ans Licht; etwas stand über uns als Schicksal und Berufung, das mußte gesagt werden. Wenn wir jemals in der Geschichte unseres Bundes gewiß sein durften, daß etwas aus innerer Notwendigkeit herausgebrochen ist, so haben wir das gestern aus all den Äußerungen und Stimmen, die laut wurden, gespürt. Wie die Magdeburger Säge auf einmal da waren, so standen gestern plötzlich die Worte der Älteren vor uns — nicht von irgend jemand gemacht, nicht um irgendwelcher Ideen willen gewollt, sondern ein notwendiges Bekenntnis zu dem Grund, auf dem wir stehen, zu dem Dienst, zu welchem wir berufen sind. — Das Evangelium ist die frohe Botschaft jenseits unserer Begeisterung und unserer Enttäuschungen, jenseits unserer Ideale und unserer Müdigkeit. In dieser frohen Botschaft haben wir unseren Bund neu gefestigt; in dieser frohen Botschaft geben wir beim; in der frohen Botschaft tun wir unseren Dienst; kraft dieser frohen Botschaft sollen wir Zeugen des lebendigen Gottes sein, der will, daß allen Menschen geholfen werde! — Das Wort ist uns keine Lösung, aber

eine Lösung; es ist kein Wort, das wir zur Schau tragen können, kein Wort, das ein fertiges Programm darstellt, kein Wort, bei dem wir oder andere sich beruhigen sollen! Wenn die Menschen wüßten, was das heißt: Wir kämpfen für eine Erneuerung und Durchdringung auf allen Lebensgebieten in dem Geiste des Evangeliums! Das ist keine gemütliche, keine harmlose, keine kirchliche Sache; das ist ein Bekenntnis zur letzten Tiefe, in die wir hineingestellt werden, eine Bejahung der Nüchternheit, der Kampf gegen die Phrasen, der Gehorsam gegen die Wahrheit, durch die allein Menschen, solange es Menschen auf dieser Welt gibt, zur Freiheit und zum Leben kommen. Menschen, die aus diesem Glauben heraus im Kampf stehen in der Welt, sind die lebendigen Zeugen des lebendigen Gottes.

Das Feuer.

Jörg Erb.

Aus der Uneube und der Gestörtheit des verregneten Nachmittags sammeln sich am Abend die Landesverbände. Geschlossener klingt ihr Schritt, wie sie mit Pünktlichkeit zum zweitenmal auf dem Alsenplatz aufmarschieren. Gebündeter steht der Bund, neu gesammelt, neu gefügt, neu gestärkt. Und letzte Kampfesweibe soll ihm nun werden am Feuer.

Es ist Zeit zum Abrücken. Baden übernimmt die Spitze. Da steht, wie aus dem Boden gewachsen, einer der frischen, flinken, unermüdeten Buben von Eberswalde vor uns mit der blauen Binde, uns zu führen. Er sprach nichts, aber er tat in junger Ernsthaftigkeit seinen Dienst. Das ist sinnbildlich für die Arbeit, die die Eberswalder in jenen Tagen für uns getan haben. — Aus der Stadt hinaus führt der Weg. Bald schreiten wir auf der Landstraße in festem Schritt dahin, hinein in die sinkende Nacht. Und immer wieder kommt in solcher Stunde aus weiter Ferne eine Erinnerung: so sind wir einst gezogen durch fremdes Land, durch zerstörtes Land, müd unterm Helm und Waffen — und waren jung von 18 Jahren, so wie viele mitschreiten in unserem Zug. Es ist kein hohles Wort: der Krieg hat unsern inneren Menschen mit gestaltet; Krieg war unser persönliches Schicksal. Vergißt es nicht, ihr Nachwachsenden! Der Zug stockt. Rudolf Goethe geht nach vorn, die Ursache zu erkunden. Drei eingebaltene Burschen versperrten ihm den Weg. Er sagt ihnen, was notwendig ist. Sie nehmen Kampfstellung ein. Er sagt ihnen: „Greift mich nur an, wenn ihr wollt; hinter mir kommen 2000, die stehen für mich ein.“ Da geben sie den Weg frei. Ja, wir gehören zusammen.

In Ordnung und Stille schließt sich der weite Kreis, vier Glieder tief, um den Holzstoß. Stille liegt über der weiten Kunde, selbst die Jaungäste halten sich völlig zurück. Da schlägt die Flamme hoch, und „Flamme empor“ klingt's über das weite Feld. Neu tönen die alten Worte des Flammenliedes:

Heilige Blut!
 Rufe die Jugend zusammen,
 daß bei den lodernnden Flammen
 wachse der Mut! —
 Vater, auf Leben und Sterben,
 hilf uns, die Freiheit erwerben,
 sei unser Hort!

An die Flamme tritt Rudolf Goethe; sein Feuerspruch lodert durch Nacht und Herzen.

Schau, wie die Flamme, die wilde brennt,
Flackerndes zuckendes Element;
Frßt das Tote in sich hinein,
Nacht draus hellen, leuchtenden Schein;
Weißt, was in kalte Starre gegeben,
Auf zu heißem, lodern dem Leben;
Reißt durch das Dunkel sich himmelwärts.

Feuer der Mitte, Du bist unser Herz!
Dich hat ein göttlicher Bligstrahl gezündet.
Haß drum aufs Neue zum Bund uns gebündet!
Brüder und Schwestern, nehmet den Brand,
Werft ihn in müde zagende Seelen,
Die sich in fruchtlosem Kampfe quälen,
Werft ihn ins Faulle und Feige hinein,
Laßt es zerbrechen im flammenden Schein;
Daß ihnen allen fahre ins Blut
Heilige Blut,
Und auf der dunklen, kalten Erde
Bruderschaft werde!

Die Flamme verschlingt gierig das grüne Reis, den Toten zum Gedächtnis geweiht; den Toten, von deren Opfer wir leben, den Toten, die aus unsern Reihen gerissen, den Toten, die sich im Dienste des Bundes verzehrt.

Ah Gott, tu erheben mein jung Herzensblut...

Laß Kraft mich erwerben mit Herz und mit Hand. —

Wilhelm Stählin ruft die Wimpel ans Feuer. Hell und klar steht ihre Schar vor dem flackernden Schein des Feuers. Aufrufend und mahnend tönt die Stimme des Führers:

Unsere Wimpel mahnen uns zu dem Kampf, der uns bindet und verpflichtet.

Kampf ist kein Spiel. Man muß wissen, wofür man kämpft. Wir sollen kämpfen gegen alles, was falsch und verlogen, unedel und gemein ist, kämpfen für das, was gut und wahr, gerecht und heilsam ist.

Kampf ist kein Spiel. Der Feind ist allenthalben, um uns und in uns, und er hat überall große Macht. Nur wer gewiß ist, daß er nicht für sich selber kämpft, sondern als ein gehorsamer Gefolgsmann, kann tapfer und siegesgewiß sein.

Kampf ist kein Spiel. Nur ein festes Herz kann recht kämpfen, das sich ganz hingibt und nicht Ja und Nein zugleich sagen will. Im Kampf gibt nur der, der ganz die Seele dringefest.

So neigt eure Wimpel vor dem Feuer und hört den dreifachen Kampfspruch, mit dem ich eure Wimpel weihe:

„Du sollst ein Kämpfer sein im Heer des Lichts!“

„Ein Herz, das seiner Sache gewiß ist, fürchtet sich vor keinem Schrecken.“

„Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.“

Dann eilen die Wimpel und Führer zurück in den Kreis. Zum letztenmal schließt sich die Kette der Hände. Am Feuer, in der Mitte allein, der Singsmeister stimmt jetzt an:

„Kein schöner Land in dieser Zeit...“

So gut war das Lied am Feuer noch nie gesungen; tat sich keiner hervor, borchte einer auf den andern, hielt zurück, gliederte sich ein; so klang das Lied wohl durch die Nacht.

Dann rüdten wir ab. Schlesien hält die Feuerwache. Schweigend löst sich der Ring. Wir bleiben dicht geschlossen auf; geschlossen blieb auch unser Tritt, und schweigend zogen wir unseren Weg. Sollen wir singen? überlegten wir an der Spitze. Schweigen ist mehr. Und wir schwiegen, und unser Schritt blieb geschlossen, wie auch Autos uns überholten, Menschen, eingebalt, schwatzend oder hastend an uns vorbeifluteten. Nur höher richteten wir uns auf, und heller klang unser geschlossener Schritt, und in uns sang und klang es:

Du sollst ein Kämpfer sein im Heere des Lichts.

Ein Herz, das seiner Sache gewiß ist, fürchtet sich vor keinem Schrecken.

Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.

Gefasste Herzen, klarer Wille, gesammelte Kraft: kampfgeweihte Schar. So zogen wir heim vom Feuer; so kommen wir heim vom Bundestag; so wollen wir im Leben stehen. Es helfe uns der liebe Gott zum Sieg aus aller Not!

Durch Berlin.

Lieber Jörg!

Es kostet einige Mühe, die Anäuel der Eindrücke zu entwirren, die das Wort „Berlin“ in einem rüchständigen Kleinstädtergebieen hervorruft. Der Neuling, der nach einer halb durchwachten, halb mit dumpfen Träumen der Sehnsucht nach unerhörten Genüssen in puncto Wissenschaft, Kunst, Verkehr usw. erfüllten Nacht am Anhalter Bahnhof stand, entzog sich zunächst den Verlockungen des großen Babel und begab sich vertrauensvoll in die Obhut Nibel Platz' und seiner Helfer, die für Quartier und Beschäftigungen ausgezeichnet geforgt hatten. Führung — — los! Vom Lustgarten ins Schloß: prunkvolle Räume in endlosen Fluchten. Einzelne rufen teils ehrwürdige, teils peinliche Erinnerungen wach: Zimmer der Königin Luise, Napoleons, des Tabakkollegiums, das Trauzimmer der Hohenzollern. Draußen atmet man auf. In der alten Stadt entdecken wir ein paar löstliche Winkel aus friderizianischer Zeit, Judenhof u. a., gleichsam verborgen im Schatten der Kolosse des neuen Stadthauses, der Warenhäuser; Zeugen einer besinnlichen, lebenswürdigen Epoche sind die engen Gäglein, in denen Fritz Reuter, Fontane, Wilhelm Raabe lebten und liebten. Ein paar Eden weiter, über trübe, übelduftende Kanäle, Jilles Milieu: der „Aughbaum“. Wir stehen trotz unserer knappen Zeit ein wenig still. Bilder von herrlich ins Grün gebetteten Villen und Schlössern steigen auf, wir beginnen bei all unserer ländlichen Harmlosigkeit etwas von der Rehrseite der Großstadt zu ahnen, ihren ungeheuren Gegensätzen, der Fülle sozialer Nöte, von der wir soviel lesen und reden und doch so wenig zutiefst spüren, begreifen. Mit einem bitteren Lächeln sehen wir am Alexanderplatz das mächtige Gebäude, das die vielen Singerabbrücke der Entgleisten birgt.

Auf dem Rückweg lassen wir uns durch den Dom führen; der einfache, an den schlichten Ernst seiner Heimatkirche gewöhnte Sinn begreift nicht recht, wie in einem in den Massen und der Gestaltung so typisch übersteigerten Bauwerk

der wilhelminischen Epoche das möglich ist, was wir unter Andacht, Hören auf Gott und Reden zu Gott verstehen. Noch viel deutlicher wird uns das Gefühl einer üblen Mischung von Anbetung göttlicher und fürstlicher Herrlichkeit in Potsdam. Die Fahrt dahin auf Spree und Havel durch die allen Reiz märkischer Landschaft schenkenden Seen ist ein Genuß, für den wir unseren lieben Berlinern besonders danken. Potsdam — Sanssouci... Man spürt in den strengen Häuserreihen, auf den weiten Plätzen noch etwas von dem Geist des Soldatenkönigs, meint auf dem groben Pflaster der breiten Straßen, vor den Toren der Schlösser den schweren Tritt der langen Reisl zu hören — — ferne, einer kommenden Generation unverständliche Zeiten!

Fast ein wenig kühl durchschauert von diesen toten Herrlichkeiten, stürzen wir uns am anderen Tag mitten in den lebendig flutenden Verkehr Berlins und schauen vom sicheren Dach eines Omnibusses herunter „das Wichtige“, was noch verfaämt ist: Reichstag, Tiergarten, Kurfürstendamm und vieles andere, was im Baedeker zwei Sterne hat. Wichtig war eine Ahnung von dem Moloch Verkehr, dem Besinnung, Zeit, Lust und Leben in geradezu unberechenbarer Fülle alltäglich geopfert werden. Es muß schon ein kühles, von Jugend an daran gewöhntes Geschlecht sein, das diesen jagenden Rhythmus von Tag zu Tag ohne seelische Schäden aushält; ich sehnte mich nach Stille und erlebte im Kaiser-Friedrich-Museum zwei unvergessliche Stunden. Wohl selten, außer in Spezialsammlungen, wird man so schöne, bedeutende Gemälde deutscher, holländischer und italienischer Meister beisammen finden. Rembrand, Dürer, Cranach, — — Du verstehst, warum mir nun die große Stadt wieder lieb wurde. Trotz allem Hasten, trotz allem Elen, allem Untergehen in der großen Flut! Ein Ahnen reicher Bildungsmöglichkeiten, unermüdlischen Fortschritts, ungeheurer Arbeitsamkeit und vielfältiger Anstoß zu neuer Besinnung auf das uns dabeiin Gegebene wurde uns in dieser Stadt.

Viel Dank schulden wir den Berlinern. Wieviel freiwilliger, brüderlicher Dienst stand hinter den Fahrten und Führungen, hinter Unterkunft und Verpflegung! Und alles war — man muß es schon so sagen: edelknoche — das ist zu deutsch: unübertrefflich. Wie ist einem in all dem stillen und unsichtbaren Dienst der Bund so beglückend lebendig geworden! — Schade, daß der Sagenschieß Dich nicht dabeiin ließ. Ich steue mich nun auf Falkau und unser Singen droben. Auf Wiedersehn dort!
Dein Edwin Baumann.

Rügenfahrt.

Jörg Erb.

Bindfaden regnete es am Montagmorgen. Unter Zeltbahnen geduckt, unter allerlei seltsamen Kopfbedeckungen geborgen oder auch unbedeckten, erhobenen Hauptes setzten sich Gruppen und Grüpplein in Bewegung: Richtung Bahnhof. Ein Sonderzug nach Stettin. Uebervoll ist er geladen; und mit Liedern fahren wir hinaus in den grauen Tag. Die Häuser von Eberowalde liegen bald hinter uns; aber die Gedanken bleiben noch dort hängen, sichten und ordnen das frohe Erleben, ehe die neuen Eindrücke der Fahrt auf uns einströmen.

Und nun vorwärts den Blick! Schon sind wir in Stettin. Man versieht sich mit den nötigsten Lebensmitteln und ist bestrebt, sich einen schönen Platz zu sichern. Die geschäftstüchtige Schiffahrtsgesellschaft verfrachtet uns auf dem

Kursdampfer; und wie nun die übrigen Fahrgäste kommen, sind sie sehr erboft über das viele Jungvolk, das sich da breit macht; sie beginnen zu schimpfen. Rudolf Goethe aber ist ein Mann der Tat. Mit ein paar Burschen sammelt er alle freien Stühle auf dem Schiff ein und bietet sie den Fahrgästen an. Die wissen gar nicht, was für ein Gesicht sie machen sollen. Die letzten zehn brachte er dem Kapitän auf die Kommandobrücke, der grimmig lächelte. Die Oder hinunter; rasch gleiten die Bilder der Landschaft vorüber. Schon einmal sind wir auf ihr gefahren im Anschluß an eine Bundestagung. Wie viele habens wohl bedacht? In Brieg wars, 1922, jener wunderschöne Nachmittag im Oderwald, jene unvergessliche Heimfahrt; in „Arbeit und Feier“ hat Walter Kalbe sie festgehalten. — Wir kommen auf die bewegte See. Sie fordert ihre Opfer. Neun Stunden währet die Fahrt. Endlich können wir in Sagnitz an Land springen. Aber wir müssen noch nach Lohme; dort erst haben wir Quartier. Zwei Stunden Wegs sind es noch. Nur die Rucksäcke und die Quartiermacher werden ins Auto verladen. Wir aber lausen bei sinkender Nacht durch Felder und Wälder unbekanntes Landes. Ueber die Oberförsterei Werder durch Hagen und über die Höhe von Nipmerow führt der Weg nach Lohme. Fast wären wir in die See hineingelaufen, da erkannten wir die Steilküste. Bekannte Stimmen riefen uns. Wir fanden den Tisch gedeckt und ließen es uns schmecken. Ein bestimmlicher Spruch, das Abendlied, wir reichten uns die Hände. Der erste Abend auf Fahrt — weit von der Heimat, so weit, wie noch nie im Leben.

★

In Lohme auf Rügen bei Fischer Siebrecht, den 13. Ernting 1923.

Lieber Hugo!

Es ist ein ganz köstliches Geschenk unseres Bundes, daß er uns zu seinen Tagungen in die verschiedensten Gauen des deutschen Landes ruft und uns hilft, deutsches Land zu erleben und in unser Wesen aufzunehmen. Ich dank es dem Bunde, daß ich hier auf Rügen sein kann und Land und Meer in wundervoller Einheit und reizvollem Wechselspiel erleben darf. Das war mein erster Gedanke, wie ich in Sagnitz an Land sprang, und jede Gebärde mußte dem Ausdruck geben: Macht Platz ihr Ausländer! Hier ist ein Stück Vaterland, ein Stück Volksheimat, dessen zu freuen ich als ein Kind meines Volkes ein Recht habe. Und so bin ich nun bestrebt, mit allen Fasern meines Wesens mich einzuwurzeln in diesen Boden, daß etwas von seiner Kraft ich mich einströme. Darum habe ich auf Kopenhagen verzichtet; denn reich an Erfahrungen wird man nicht nur dadurch, daß man viel sieht; daß man sich einwurzelt, einlebt, vertraut wird mit einem Stück Erde, das macht reich. Ich wage nicht von mir aus, Stellung zu nehmen zu der mich umgebenden Natur und etwa zu sagen: Die See sagt mir nicht zu, der Wind, die Wellen, die Einseitigkeit der Landschaft regen mich auf. Ich stelle mich vielmehr mitten hinein in die Natur wie unter ein Brausebad, und lasse sie eindringlich wirken auf mich mit der Gewißheit: So kernhaft deutsches Land kann mein Wesen nur im Innersten bereichern. Ich schreite in Gedanken als ein pflügender Bauer übers Feld: Eine Furche hin; der Blick gleitet den schwingenden Linien der Landschaft entlang, wo sich die riesige Getreidekoppel über die Kuppe schwingt, umfaßt losend die strohgedeckten Höfe in der Mulde, von Eschen umrauscht, ruht aus an der strengen Linie des fernen Waldes — eine Furche her; der Blick springt vom Felde unmittelbar hinaus in die See — ein Meter vor dem Absturz wird der Pflug gewendet —

wo fern die Schwedenfähre die Wogen pflügt, Segel im Winde geschwellt leuchten, und am Abend tröstlich das Blitzfeuer von Arkona herübergrüßt. Ich lasse sinnend die Ackererde durch meine Hand gleiten, striche die schwarz-weiß gefleckten Rübe, die auf dem Widenfeld angepflodt stehen. All das geschieht aus der Freude heraus, dem Lande, der Natur nahe zu kommen. Darin, glaube ich, liegt auch ein Stück Erholung: Man wird wieder zurecht gerückt. Man gewinnt Abstand und damit erst recht Verbindung mit der Natur; das Auge wird sehend, die Ohren feiner, es ist, als sei man ein Sonntagskind geworden mit hellwachen Sinnen.

Wir sind hier noch die schabigen Reste des Landesverbandes und halten die Stellung. Hast du am Mittwoch, als wir dich nach Stubbenkammer brachten, vor dem Brausen der Brandung das Innsbrucklied gehört? Auch uns ist der Abschied nicht leicht geworden; wir haben die Lücke schmerzlich gefühlt. Das ist ja das Schöne: daß man dies fremde Land durchstreifen und erwandern, erleben darf mit Menschen der Heimat, mit Menschen des Bundes. Wir sind dann über den Herbstasee heimwärts gegangen; Du kennst die Wälder mit ihrer unsagbaren Feierlichkeit und Ehrwürdigkeit, als ob darin noch etwas rausche von herber, großer, starker Vergangenheit. Am Freitag sind dann die Kopenhagensfahrer im Auto in Sagnig abgefahren. Nach Berichten von Augen- und Ohrenzeugen ist das eine immerlich und äußerlich sehr bewegte Fahrt geworden. Wie die Leichen sind die Menschen an Bord herum gelegen und brachten der See ihr Opfer dar. Die stärksten und massivsten Burschen, wie Ludwig Megger z. B., wurden windelweich, und wind und weh muß es ihnen gewesen sein, daß sie sich zu solcher Stellung bequemen. Mir tat dieser Bericht in der Seele wohl. Nahe ist süß. Warum haben sie mich auf Stubbenkammer so verhauen!

Am Freitag haben uns auch die Karlsruher verlassen, so waren wir nur noch drei Leute, zwei Mädchen und ich. Da haben wir die Windmühle bei Tipmerow angeschaut, sind darin herumgestiegen, naseweis wie wir sind, bis endlich der Müller kam und uns seine Mühle erklärte. Die ganze Mühle ist drehbar und wird nach dem Winde gedreht. Fest steht nur der Hausbau, ein riesenhafter Stamm, der die ganze Mühle trägt. Drei Mahlgänge hat sie, für Brotmehl, Schrot und Grüge. Ganz heimelig wurde es uns. Der Mehlgeruch rief Kindheits Erinnerungen in mir wach. Wir schauten zu den Guckfensterlein hinaus, weit übers Land und die See. Wir hielten die Hand unter das warme, rinnende Mehl, wogen uns auf der Waage und waren schließlich weiß wie die Müller.

Am Samstag sind wir drei in aller Frühe mit dem Küstendampfer nach Arkona gefahren zu dem Leuchtturm, dessen Bliglicht uns am Abend immer grüßte. Es war ziemlich hoher Seegang, und das Dampferchen schlingerte ganz gewaltig, eine Schiffschaukel ist nichts dagegen. Wir wurden aber nicht seetank; nur gefroren haben wir mächtig. Wir setzten uns schließlich auf die heißen Eisenplatten über der Maschine, und einer meinte: Jergendwo müssen wir doch braun werden. Stolz flattert auf Arkona, dem nördlichsten Punkt Rügens, die Marineflagge; mitten in den Haserfeldern, wo die Salme erst noch bleichen müssen, steht die Marinestation und der Leuchtturm. $2\frac{1}{2}$ Millionen Kerzen ist sein Licht stark; nach Helgoland Deutschlands stärkstes Bliglicht. Am Abturz weiden Rübe, Hühner springen um uns her und betteln Brot; Wiesenblumen blühen; rot leuchtet der Moohn. Wir stehen auf dem Erdwall der uralten Jaromarsburg.

Hier herrschte der Gott Svantevit über seine Getreuen; hier hatten ihm die Rünen sein Bildnis errichtet; hier pfl egten sie seinen weißen Zengst. Ueber die Wälle aber sind am 14. Juni 1168 die Dänen in die brennende Burg gestürmt. Da ward Svantevita's Ruhm und des Heidentums Bestand dahin; seit diesen Tagen liegt das so oft heigumkämpfte Arkona still und versonnen und einsam, so wie es uns heute grüßt. Weit unbegrenzt dehnt sich die See. Wir spüren ihre Einseitigkeit, die ein Bild ist des menschlichen Lebens. Wir sehen nur ein Ufer. Unser Leben ragt hinein in die Unendlichkeit. Wir können das andere Ufer nicht schauen. Nur irgendwo her lebt in uns die Gewisheit: da drüben ist Land. Welch einen Mut hatten die alten Seefahrer, die zuerst ausfuhren, hinaus in die See — und Land fanden. In diesem Vertrauen wagen wir das Abenteuer — mit Gott.

Ueber Vitt ging der Weg, ein kleines Fischerdörfchen mit strohgedeckten Hütten. Von einem schiefen Hauspfosten grüßt heimlich eine Tafel: Feuerversicherung Basel. Wir kamen zur uralten Bauernkapelle über einem regelmäßigen Achteck erbaut, einfach, klar, stark. Lang haben wir den Blick durch das Fenstergitter gezwängt, hörten, uns ganz hineinhorchend in das Land und seine Menschen, als Fischer und Bauern eine Predigt, während der Sturm das Meer aufwühlte und das Land bedroht, und erbauten uns an den beiden Wandsprüchen über dem ganz schlichten Altar: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. — Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

32 Kilometer sind wir an diesem Tage gelaufen von Arkona bis Lohme. Zwischendrin lagen wir bei Julius-Ruh im sammetweichen Sand und ließen die Glieder von der Sonne brennen. Wir haben die Mittagszeit verschlafen. Als wir um drei wach wurden, gähnten wir alle. Es gelang uns schließlich festzustellen, daß das nicht vom Schlaf, sondern vom Hunger kam. Wir tummelten uns erst noch im Wasser, schwammen weit hinaus in die an diesem Tag völlig ruhige See und machten uns dann auf den Weg nach Juliusruh. Weil nirgends mehr etwas zu essen aufzutreiben war, gingen wir ins Kurhaus; ich in der berühmten, abgebleichten, blauen Kluft. Dem Ober gaben wir etwa diesen Bescheid: Wir haben die Essenszeit verschlafen und können Ihnen nicht bestimmt sagen, in welchem Augenblick wir von den Stühlen fallen. Was wir brauchen, dürfte Ihnen klar sein. Können Sie uns dienen? Er gab tröstlichen Bescheid. Nie habe ich mich eines so gewaltigen Hungers erfreut. Wie studierten die Landkarte, um uns abzulenken, bis endlich die große Platte kam. Wir überlegten: was da steht, muß bezahlt werden; also darf nichts übrig bleiben. Danach haben wir gehandelt. Wir hatten den Eindruck, daß Leute mit einem gesunden Hunger im Kurhaus selten sein müssen.

Gestern sind nun unsere Kopenhagener nach Sagnitz zurückgekehrt. Wir sind mit einer „Schese“, einem Gefährt, das es in Zentraldeutschland längst nicht mehr gibt, hinüber gefahren, denselben Weg, den wir in der Nacht gegangen waren. Die beiden Mädchen wollten zu den Heimkehrenden stoßen; auch Arnetto, die in Nipmerowo neben der Windmühle gewohnt hatten, fuhrten mit. Das war eine feine, beschauliche, wohlthuende Fahrt. Wie kann man das nur mit Worten sagen? Es war jedenfalls viel schöner wie mit dem Auto. Man hatte Zeit, rechts und links in die Wälder und Felder zu sehen und zu plaudern. Hügelab ging's im Schritt, hügelab im Trab, das kam mir so ursprünglich, natürlich, so erdnahe vor. Wir haben uns dann die Abenteuer von Kopenhagen erzählen lassen, und es war ein langes Winken und Tüchererschwenken, als der

„Rugard“ aus dem Hafen glitt, und still sind wir drei Zurückbleibenden in unser Wägelin geklettert, dankbar, daß wir noch zurückbleiben durften und mit den Gedanken doch bei denen, die heimwärts fuhren.

Aus solchem Heimdenken ist auch dieser Brief geschrieben. Es ist heute ein Gewitter im Land gewesen, und es hat über Mittag geregnet, darum dieser lange Brief. Zu der Stunde, da Du droben im Wiefental über den Maienberg gefahren bist, sind wir an einem Feldrain gesessen und haben in den Wind hineingesungen, was schon lang nicht mehr geklungen: „Es dunkelt schon in der Heide.“ Bald schlägt auch unsere Stunde. Ich lebte diese Tage alle unter dem Gedanken: Nur einmal bist du hier. Das gab den Tagen Weiße und Tiefe. — An den Vogelbeerbäumen am Wege glühen die roten Beeren; sie lassen die Gedanken nach Falkau ziehen. Dort werden wir uns wiedersehen! Ich grüß Dich, Dein Weib und Deine Kinder von Herzen. Dein Jörg.

*

Die Tage auf Rügen waren für alle knapp gezählt. Fast jeden Tag galt es Abschied zu nehmen. Da wurde es ein wenig einsam und wehmütig. Nun waren wir erst recht dankbar, daß wir mit verwandten Menschen alle die Schönheiten erleben dürfen. Sind viele Wimpel über Rügen gezogen in jenen Tagen und haben Land und Leute geschaut. Jugend und Volk.

Am frühen Morgen bin ich dann von Rügen fortgefahren. Aus dem Morgennebel tauchte noch einmal die liebe Windmühle auf; bedächtig drehte sie die Flügel; ich hab ihr zugewunken wie einem Menschen. Ueber Sagard und Bergen ging die Fahrt an den Strelasund und hinüber nach Stralsund. Wehrhaft die Lage dieser Stadt, wehrhaft die mächtigen Kirchen, wehrhaft Mauern und Tore. In St. Marien finde ich eine Gedenktafel: Hauptmann Walther Ziemgen, Inf.-Reg. 112, gefallen am 9. August 1914 bei Mülhausen. Das ist das Regiment, bei dem ich eingetreten bin, und droben an unserer südwestlichen Grenze ist er gefallen. Wir vergessen das so leicht.

Quer durch Mecklenburg geht mein Weg. Stundenlang rast der Zug durch die Felder ohne Halt. Unübersichtbar dehnen sich die Koppeln. Wo aber bleiben die Dörfer? Nirgends winkt ein Kirchturm. Nur hin und wieder liegt hinter Bäumen versteckt ein Gutshof. Und dann wieder Felder und große Weidflächen mit schwarzschafem Rindvieh. Traurig stimmt dieses Land ohne Menschen. Endlich wächst aus den Feldern eine Stadt empor mit 4 Kirchtürmen: Rostock. Und dann wieder Felder und Weiden, einmal auch ein See, von Gebüsch umsäumt, dahinter reisende Kornfelder, dahinter dunkler Wald; ein Ruhhirte treibt die Herde heimwärts — und nach langer Fahrt erscheint am fahlen Abendhimmel ein prächtiges Stadtbild mit sieben schlanken Türmen; in weitem Bogen schiebt sich der Zug heran: Lübeck. Von hier ist einmal die Slavengrenze durch Deutschland gegangen bis hinunter nach Bamberg. Eilender fährt der Zug in den sinkenden Abend, dichter werden bald die Siedlungen, Dörfer, Landhäuser, Fabrikanlagen; immer dichter rücken sie an die Bahnlinie heran und lehren ihr die schwarzen, fensterlosen Rücken zu; tiefer und tiefer bohrt sich der Zug hinein in das Häusermeer der Großstadt, bis er endlich stehen bleibt: Hamburg, Hauptbahnhof.

Zelle Stimmen rufen mich aus dem Menschengewühl heraus. Auch hier grüßt mich der Bund als ein Stück Heimat. Sie haben mich dann mitgenommen in ihr Stadtheim. Kein Landheim weit draußen irgendwo in der

Heide; im Herzen der Großstadt sind diese zwei weiten Stuben Heimat den Menschen, die müde von der Arbeit, gequält von Sorgen, Hilfe suchen — und hier finden dürfen. — Wir erzählen von Heimat und Fahrt, vom Bund, vom Bundestag. Auch die Hamburger Freunde wissen: Im § 1 unserer Satzung ist das Entscheidende dieser Tagung zu finden. Sie möchten sich wohl gerne freuen; aber sie denken an die Menschen, die durch diese Sätze dem Bund fern bleiben könnten. Dürfen wir uns wirklich über diese Lösung freuen? Da stellen wir es noch einmal heraus: Was ist uns aufgetragen? In Wahrhaftigkeit unsern Weg zu geben, zu werden, was wir sein sollen, dem Ausdruck zu geben, was in uns lebt. Nie kann verlangt werden, daß aus irgendwelchen Rücksichten wir unsere Eigenart, nein, das Ewige, das sich durch uns darstellen will, verleugnen. Mit schlichten und einfachen Worten haben wir unser Wollen dargestellt. Laßt uns nicht zuviel bedenken, zuviel nach beiden Seiten sehen, laßt uns getrost unsern Weg geben. Nicht unser Planen rettet die Welt; aber laßt uns gehor sam sein.

Kurz vor Mitternacht bin ich weitergefahren. Es war eine sternlose, finstere Nacht. Ich mochte nicht schlafen; lange stand ich am Fenster; da zeigte sich am Firmament der Lichtkreis einer Stadt: Lüneburg. Ich spähte aus nach seinen Türmen; nur bei der Ausfahrt konnte ich für einen Augenblick den Turm von St. Johannis erkennen; aber lebendig erstand vor meiner Seele das Erlebnis Lüneburg 1925. Es führt ein Weg von dort nach Eberwalde. Nun kennen wir „Unsern Dienst“ im ganzen Ausmaß; § 1 nennt ihn. Dieser Dienst aber ist Kampf. Wir bringen von Eberwalde heim den gefammelten, gefestigten Willen zu diesem Kampf.

Darum haben wir dieses Buch „Kampfwille“ genannt. Ist das ein roman-tischer Anflug? — Einmal auf Rügen mochte ich dem Spiel der Natur doch nicht mehr zusehen. Ein starker Nordwest jagte die Wellenrosse an den Stein-strand. Mächtig wogten sie heran, schaumgekrönt, überstürzten sich, zerstoben und verbbten jämmerlich am Steinstrand. Das war so kläglich; ich wollte mich wegwenden. Ich dachte an das Wort der Bibel, daß der Mensch nicht gleichen soll der Meereswoge. Aber da ruhete mein Auge aus an dem großen Schwanenstein, der draußen steht inmitten der Brandung. Was tut er da? Sinnloses Spiel, sich bespülen und übersprühen und überschütten lassen von dem Gischt der Wellen? Nein, er steht entschlossen, willensstark, festgegründet in-mitten des haltlosen Elements, und die Wasser brechen sich an ihm. Kampfstellung. Er kämpft, leidet, duldet, daß der Strand, daß das Land hinter ihm sicher sei. So sind wir herausgerufen vor die Front unseres Volkes, anzukämpfen gegen die trübe Flut, die sein Leben bedroht. Gleich Schützennestern sind wir aus-gesetzt, standzuhalten, uns aufzuopfern, daß die Front hält, daß dahinten neues Leben und neue Kräfte wachsen können, daß der große Tag der Zukunft den Sieg bringe über die Finsternis. Das ist das Thema „Jugend und Volk“. Das war nicht ein Vortrag in Eberwalde und nicht das Thema einer Bundes-tagung, das sind überhaupt keine Worte, das muß Tat sein. Es ist die große Aufgabe, der unser Leben gehört.

Umschau.

Das Mitteilungsblatt.

Es ist vor Überwalde und während der Bundestagung selbst von verschiedenen Seiten, nicht zuletzt von der Schriftleitung, der Wunsch ausgesprochen worden, daß über die Beratungen des Arbeitsausschusses mehr als bisher in den Bundesblättern berichtet werde. Wir haben daran gedacht, sowohl einen Bericht über die Beratungen des Arbeitsausschusses als auch den von der Bundesleitung in der Bundesversammlung erstatteten Arbeitsbericht und einen Bericht über diese Bundesversammlung selbst in diesem Tagungsheft zu veröffentlichen; aber die Stofffülle dieses Tagungsheftes ist ohnehin schon überreich, und so dann haben wir gerade für solche Berichte unser Mitteilungsblatt geschaffen, das ohnehin allen Gruppen, Einzelmitgliedern und Bundesfreunden zugeht. Es wird ganz kurz nach diesem Tagungsheft eine eigene Nummer des Mitteilungsblattes erscheinen, die alle diese Berichte enthalten wird. Das Mitteilungsblatt geht den Landesverbänden in der für die bisherigen Nummern bestellten Anzahl zu. Vielleicht wollen aber diese Nummer, um der darin enthaltenen Berichte willen, auch manche andere in Händen haben; sie mögen es umgehend bei den Geschäftsführern der Landesverbände bestellen, damit die vielleicht nötige Erhöhung der Auflage sich rechtzeitig übersehen läßt. Die Nummer wird 10 Pfg. kosten. Die Bundesleitung.

Winterarbeit auf der Westenburg.

Unsere Bundesburg soll im Winter nicht leer stehen; sie soll auch in der stillen Zeit Winterarbeit leisten. Die reichen, hauswirtschaftlichen Erfahrungen, die in einem Hause gesammelt werden, das Sommer wie Winter für jung und alt offen steht und fortwährend für eine Burgfamilie von mehr als einem Duzend Köpfen zu sorgen hat, sollen fruchtbar gemacht werden. Die Möglichkeiten, die das Haus selbst heute bietet, wo es mit seiner ganz neuen und auch zeitgemäßen Kücheneinrichtung, mit der Mannigfaltigkeit seiner Räume, vor allem mit seinen praktischen und auf kunstgewerblicher Höhe stehenden Werkstätten reiche Gelegenheit zur

Ausbildung der künftigen Hausfrau in sich birgt, sollen planmäßig in den Dienst der Mädchen gestellt werden. Für alle Zweige des Haushalts, für Küchenkünste und die spezielle Hauswirtschaft selber, Kleidung und Gesundheitspflege haben wir im Betrieb der Burg selbst die geeigneten, fachlich vorgebildeten und in langer Praxis geschulten Kräfte, die mehr als sonst irgendwo die Gewähr bieten, daß eine ganz geübte Arbeit geleistet wird, die aus der vollen Praxis in die Theorie leitet und umgekehrt, und verbürgt, daß alles Gelehrte auch, soweit die Zeit es erlaubt, in Fleisch und Blut übergeht.

Wir bitten alle, die unsere Burg und unseren Bund im Herzen und auf dem Herzen tragen, Umschau zu halten nach solchen, denen wir auf diese Weise einen Dienst leisten können, auch wenn sie nicht zu unserem Bund gehören, der ja, wie kein anderer, dagegen kämpft, die Bundesgrenzen zu trennenden Schranken werden zu lassen. Fragt euch einmal, ob wir es verantworten können, daß unser Bundeshaus, das jetzt mit seinen neuen, hygienisch einwandfreien Wasch- und Badeeinrichtungen auf der Höhe jedes anderen Jugendheims steht, den Winter hindurch leer stehen soll.

Wir wollen ganz nüchtern unsere Arbeit einstellen auf die ganz praktische Seite des Lebens, auf die Ausrüstung der künftigen Hausfrau mit den Kenntnissen und Fertigkeiten, die Haus und Familie von der Leiterin des Hauses verlangen. Wir haben die feste Zuversicht, daß auch diese Arbeit der Burg einen Segen stiften wird, wenn die große Bundesfamilie hinter uns steht und unser Wollen beschwingt und mitträgt.

Zunächst sind zwei Kurse geplant. Der erste findet statt vom 1. Nov. bis 15. Dez. 1928, der zweite vom 15. Januar bis 1. März 1929.

Es wird geboten: praktischer und theoretischer Unterricht in Kochen, Baden, Hauswirtschaft, Wäschnähen und sauberen, Schneidern, Handarbeits- und Handfertigkeitsunterricht, Anleitung im kunstgewerblichen Zeichnen, Muster entwerfen.

Auf Wunsch Unterricht in Bretzchen- und Kammweberei.

Der Pensionspreis beträgt einschließlich Unterricht 78 Mk monatlich. Anfragen sind zu richten an

Die Westerbουργverwaltung.

Lehrgang im Volkshochschulheim Habertshof,
vom 7. Okt. bis 22. Dez. 1928.

Der Plan: Emil Blum, Die politischen Kräfte des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. — Franz Steppat, Die moderne Wirtschaft. — Dr. Wilh. Sturmsfeld, Die Welt der Arbeit. — Dr. Alfred Debo Müller, Religion und Alltag. — Pfarrer Lins, Die Stellung der katholischen Kirche zur sozialen Frage. — Will Dölger, Persönliche Lebensfragen. — Freifächer: Musik und Freihandzeichnen.

Alle Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Schulheims Habertshof, Post Elm, Bezirk Kassel.

Winterlehrgang 1928/29 der Heimvolkshochschule Hohenfolms

Lehrgang für Mädchen: 1. November 1928
bis 31. Januar 1929.

1. Geistige Arbeit:

Weltanschauungs- und Lebenskunde;
Wirtschafts- und Gesellschaftskunde;
Volkskunde:

- a) von deutscher Sprache u. Dichtung,
- b) aus deutscher Kunst,
- c) aus deutscher Geschichte.

Frauenfragen — Erziehungslehre —
Gesundheitslehre.

2. Praktische Arbeit:

Hauswirtschaftsunterricht;
Handarbeitsunterricht: Weiß- u. Kleidernähen, kunstgewerbliche Arbeit;
Pflichtura in Kranken- und Säuglingspflege; Gymnastik, Singen.

Die Kosten betragen für Unterricht, Wohnung und Verpflegung monatlich 70 Mk.

Volkshochschulheim Wislade

Post Oberabmede i. W.

Unsere nächste Freizeit ist vom 22. bis 28. Okt. 1928. Die Vorträge über das Thema „Natur und Kultur, mit Widen auf die heutige Zivilisation“ übernimmt Dr. Hind, der in Colborn Volkshochschullehrer ist. Die Unterthemen sind: 1. Was ist Natur? — Was ist Kultur? 2. Die Musik (Natur- und Kunstmusik), mit zahlreichen Beispielen. 3. Die Dichtung (Volk- und Kunstdichtung). 4. Seele und Symbol (Mythos, Religion). 5. Lebensformen (Einzelwesen, Herde, Persönlichkeit, Gesellschaft u. a.). 6. Kulturuntergang oder Rückkehr zur Natur?

Arbeitswoche Comburg.

Prof. Hauer lädt die Älteren aus dem WDJ ein zu einer Arbeitswoche der Königer, die vom 1. bis 6. Jan. 1929 auf der herrlichen Comburg bei Schwäbisch Hall über die Friedensfrage gehalten werden soll.

W. Stählin.

Unser Bund. Das nächste Heft erscheint am 1. Dezember. Es wird über die Friedensbestrebungen berichten. Es soll auch den Plan bringen für das nächste Jahr. Eure Anregungen sind erbeten. Viel Arbeit wartet in der Mappe. Wir wären froh, wir hätten Raum auch für Tagungsberichte. Vielleicht wird es im kommenden Jahr besser. Ich lege euch die Lehrgänge der Schulheime ans Herz; ich möchte euch, weil sie mir besonders am Herzen liegen, vor allem auf den Habertshof und die Westerburg hinweisen. Glückliche Zeit, wo es solche Schulheime gibt. Wenn ich frei wäre, ich wollte zu Fuß hinlaufen.

Jörg Erb.